cc.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/1
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Vita &

772.

Homer. 106.

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/3
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/4
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Des

Mr. de la MOTTE,

Mitgliedes der Frantzösischen Academie,

DISCOURS

von dem

HOMERO,

Denen zum Behuff, welche nicht allein diesen sondern auch andere alte und neue Poëten mit Nutzen, Vorsicht und Vergnügen lesen,

und sich

von der Dicht-Kunst richtige Begriffe machen wollen,

Aus dem Frantzösischen ins Teutsche übersetzt,

mit nützlichen Anmerckungen erleutert,

und mit einer Vorrede versehen

von

M. Johann Tob. Wagnern,
Hoch-Fürstl. Braunschweig-Lüneburgischen Bibliothecario zu Blanckenburg.

Magdeburg und Leipzig,
Verlegts Christoph Seidel, 1718.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/5
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/6
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Dem
Durchlauchtigsten Fürsten
und Herrn,
Herrn Ludwig
Rudolffen,
Hertzogen zu Braun-
schweig und Lüneburg,

Meinem allergnädigsten Für-
sten und Herrn,

Ubergiebet diese Schrifft in unterthänigster
Gebühr

Der Auctor.

(*)

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/8
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Durchlauchtigster Herzog,

Allergnädigster Herr,

Diese Schrifft, welche ich Ihrer Hochfürstlichen Durchlauchtigkeit unterthänigst darzureichen die Ehre ha-

be, ist die erste Frucht der besondern Hulde, so Dieselbe mir in Anvertrauung Dero kostbaren Bibliothec allergnädigst angedeyen lassen. Daher kan es auch Ihrer Hochfürstlichen Durchlauchtigkeit nicht eben fremde düncken, daß ich diese Erstlinge Deroselben in Unterthänigkeit widme. Unter denen Gnaden-Bezeugungen, so Ihro Durchlauchtigkeit mir erwiesen, hat mich wohl diejenige in die gröste Vergnügung gesetzet, da Dieselbe mir so erwünschte Gelegenheit gemacht, daß ich mein Studiren ferner abwarten, mich in den artigen und Preiß-würdigen Wissenschafften üben und meine Erkäntnisse erweitern kan. Dieses ziehe

ziehe ich allen Vortheilen in der Welt vor. Denn das Studiren führet doch dieses mit sich, daß man darbey der andern Lustbarkeiten, welche die Welt hoch achtet, vergisset, und vergnüget ist, wenn man von dem Geräusch der Eitelkeiten, welches das Nachsinnen stöhret, entfernet leben kan. Da nun **Ihrer Durchlauchtigkeit** ich dieses Glück allein schuldig bin, indem mich **Dieselbe** in solchen vergnügsamen Zustand gesetzet, so ist mein eintziges Wünschen gewesen **Derselben** meine allerunterthänigste Ergebenheit zu erkennen zu geben. Ich muß gestehen, daß ich mich fast in meinen Gedancken verlohren, wenn ich auf Mittel ge-

sonnen dieses zu Wege zu richten. Mitdes ich damit umgehe, gerathe ich unter die Frantzosen, welche einander über den Homerum zeithero in den Haaren gelegen und prafe Püffe gegeben. Ich befande, daß in diesen Schrifften wichtige Entdeckungen gemacht worden, so zu Erklärung dieses Poeten ein grosses Licht geben und zur Aufnahme der artigen Wissenschafften vieles beytragen. Die Gelehrten, mit welchen ich Kundschafft gepflogen, bezeigeten ein Verlangen von diesen Streitigkeiten einen Begriff zu bekommen, und dieselben auch unter den Teutschen gereget zu sehen. Dieses machte mich schlüßig, etwas davon meinen Landes-

des=Leuten mitzutheilen, ihnen einen Geschmack darnach zu machen, und von dieser Dispute Nachricht zu geben. Hoffe auch sie in der Vorrede in diesem Ansinnen vergnüget zu haben. Ich bin in diesem Vorsatz noch mehr gestärcket worden, als ich erwogen, daß ich dadurch Anlaß nehmen könne, Ihrer Hochfürstl. Durchlauchtigkeit meine Ehrerbietung eiferigst zu bezeigen. Das übergütige und leutselige Wesen, welches an Dero geheiligten Person hervor leuchtet, hat in mir die Hoffnung gebohren, es werden Ihro Durchlauchtigkeit dieses zu Gnaden nehmen, daß ich auf diese unschuldigste Art Derselben meine demüthigste

Ehr=

Ehrfurcht, so ich nicht länger zu bergen gewust, hierdurch an den Tag lege. **Eure Durchlauchtigkeit** fügen noch diese Gnade hinzu, und lassen diese Betheurungen gelten, daß ich Tag und Nacht GOtt vor **Dero** hohes und überseliges Wohlseyn anflehe, und mit der tiefsten Veneration Lebenslang beharren werde

Euer Hochfürstlichen Durchlauchtigkeit

Blanckenburg,
den 20. Sept. 1718.

Unterthänigster Knecht

Joh. Tobias Wagner.

Vorrede.

Je geſcheiden Frantzoſen haben ſich einige Jahre her um den Homerum gewaltig geſtritten, und liegen noch biß auf dieſe Stunde einander in den Haaren. Dieſer Streit hat die Diſpute wiederum erneuert, ob Homerus und andere alte Poeten und Auctoren vor den neuen den Vorzug verdienen, oder ob dieſe jenen die Wage halten. Unſer Mr. de la Motte hat mit ſeinem Diſcours von dem Homero von neuen Anlaß darzu gegeben, und dieſen Krieg wiederum erreget. Deswegen achte ich es nicht undienlich zu ſeyn von dieſen Strittigkeiten einige Nachricht zu ertheilen. Die erſte Gelegenheit zu dieſem Gezäncke gab 1687. der berühmte Mr. Perrault, welcher ein Gedicht heraus gab le

siecle de Louis le Grand genannt, darinne er sich unterstunde zu behaupten, daß die Neuen den Alten nichts nachgäben, ja so gar dieselben in vielen Stücken überträffen. Als dieses Gedicht in der Frantzösischen Academie verlesen wurde, so schlugen sich die Glieder derselben in zwey Partheyen: Einige stritten vor die Ehre der Alten, andere vertheidigten die Vortrefflichkeit der Neuen. Die meisten so diesem Streite von ferne zusahen, ergriffen die sicherste Parthey; sie erklåreten sich weder vor die Alten noch vor die Neuen, sondern wehleten die Mittelstrasse, und glaubeten, daß in gewissen Stücken den Alten, in andern aber den Neuen der Preiß müsse gegeben werden. Der Mr. de Calliores erkiesete diese Meynung und edirte seine Histoire poetique de la guerre nouvellement declarée entre les Anciens & les Modernes. Er richtete dieses Werck ein nach dem Fusse des Parnasse reformé und nach dem Muster de la guerre des Auteurs des Mr. Gueret, eines Advocaten in dem Parlement zu Paris. Er dichtete darinne gar sinnreich, daß als des Perrault sein Gedicht auf dem Parnasso wäre verlesen worden, so hätte es gros Aufheben gemacht und grosse

Unru-

Unruhe erwecket, doch hätten die Alten fast allezeit den Vorzug gehabt, und den Platz behalten. Perrault wurde in diesem Werck prafherum genommen; man warff ihm die Unwissenheit der Griechischen Sprache vor. Denn als Apollo auf dem Berge Parnasso, welcher seine Heimath ist, angelanget, Frieden zu machen, so hätte er erstlich den Homerum, den General der Alten, geruffen und ihn dergestalt angeredet: Mein Vater, diese junge Leute, auf die Neuen weisende, haben sich vorgenommen euch zu bekriegen, ihr müsset es ihnen zu gute halten, wenn sie euch nicht geben, was euch gebühret, denn sie verstehen euch nicht, ob sie gleich von euch viel Redens machen. Ich will euch aber Gerechtigkeit wiederfahren lassen, und diese verwegene Leute zu paare treiben, daß sie euch bessern Respect erweisen sollen. Mr. de Fontenelle mischte sich auch mit in dieses Spiel. Er gab 1688. seine Poësies pastorales heraus, und fügte eine Digression hinzu von den Alten und Neuen. Er untersuchte darinne hauptsächlich die alten Schäfer-Lieder, und trug kein Bedencken zu gestehen, daß wenn einer heutiges Tages dergleichen verfertigte, er wenigen Beyfall

finden würde. Anderer zu geschweigen, welche bald zu den Alten bald zu den Neuen traten. Perrault wurde genöthiget sich weitläufftiger heraus zu lassen. Und dieses bewerckstelligte er in seiner Parallele des Anciens & des Modernes, davon das I. Volumen von den Künsten und Wissenschafften 1688. das II. von der Beredsamkeit 1690. und das III. von der Poesie 1692. zum Vorschein kam. In diesem letzten Tomo vertheidigte er einige Frantzösische Poeten, als den Chapelain, Quinault, Cotin, welche Despreaux in seinen Satyren so wenig menagiret, und sie in die Zahl der schlechten Dichter gesetzet. Dabey bliebe es noch nicht. Der Mr. Despreaux ließ dawider einige beissende Epigrammata ausfliegen, verfertigte auch eine Ode sur la prise de Namur, und imitirte den Pindarum, an welchem der Perrault so vieles ausgesetzet, und sagte ihm ins Gesicht, daß er nicht fähig dessen Schönheiten zu erkennen und davon zu urtheilen, weil er ihn nicht in seiner Sprache lesen könte, sondern auf tadelhaffte und schlechte Uebersetzungen sich verliesse und den galimathias der Uebersetzer dem Original selbst zuschriebe. Er schonete auch zugleich

den

den Fontenelle nicht, sondern in der letzten Strophe gab er demselben derbe Stiche. Wiewohl dieselbe in dem gedruckten Exemplari ausgelassen worden, indem der Despreaux keine Lust mehr hatte sich mit demselben weiter einzulassen, doch hat sie der Mr. Desmaizeaux, der das Leben des Boileau beschrieben und zu Amsterdam 1712. heraus gegeben, mit drucken lassen. Mr. Racine aber wagte ein Gängelchen mit dem Fontenelle und attaquirte in einigen Epigrammatibus denselben persönlich. Dieser wolte den Schimpff nicht auf sich sitzen lassen, machte dahero eine Parallele de Mr. Corneille & de Mr. Racine. Sie wurde in die depeches du Parnasse, oder in die Gazette des Savans gedruckt, und findet sich in der 1. Depeche, so den 1. Sept. 1693. heraus gegeben worden. Siehe die Nouvell. de la Rep. des lett. 1701. Man kan aber auch näher zur Sache kommen und sie lesen in dem Leben des Mr. Boileau, in welches sie der gepriesene Desmazeaux mit eingerücket und eingeschaltet. Sonst ist sie nicht leicht zu haben. Wider den Despreaux kamen auch noch einige Critiquen in Form der Parodien oder Dissertationen heraus. Eine darun-

ter wurde dem Fontenelle zugesprochen. Diese Meynung aber scheinet dem besagten Autori des Lebens des Mr. Boileau ungegründet zu seyn. Er schreibet sie mit grössern Rechte dem Hertzog von Nevers zu. Der Mr. Despreaux beantwortete diese Critiquen nicht, sondern führete lieber die Vertheidigung der alten Poeten, deswegen machte er Reflexiones über den Longinum, und nahm Gelegenheit den Einwürffen, so Perrault wider den Homerum und Pindarum gemacht, zu begegnen. Er stichelte auch auf denselben in seiner Satyre contre les Femmes. Perrault aber bliebe ihm nichts schuldig, sondern setzte ihm eine Apologie des Femmes entgegen, welche sehr beissende Traits und Anzüglichkeiten in sich hielte; Diese Querelle aber hatte einen unvermutheten Ausgang. Die meisten Strittigkeiten der Gelehrten endigen sich erst mit ihrem Tode; Sehr viele beschliessen mit streitender Feder ihr Leben. Allein diese Partheyen waren vernünfftiger, sie vertrugen sich und wurden die besten und aufrichtigsten Freunde. Dieses geschahe zu Ende des vorigen Seculi. Doch hielte man insgemein davor, daß die Homeristen den Platz behal-

behalten. Es war also einige Jahre her ziemlich stille, und dieser Krieg schiene gäntzlich geendiget zu seyn, biß unser Mr. de la Motte, den ich zu übersetzen übernommen, denselben wiederum erneuerte, und sich vor die Parthey erklärete, welche den kürtzern gezogen. Zu dem Ende gab er 1714. eine neue Ubersetzung des Homeri in Versen heraus, und setzte derselben einen Discours vor von dem Homero, darinne er sich erkühnet zu behaupten, daß das Gedicht die Iliade genannt voller Fehler sey. Die Ubersetzung hat er mit grosser Freyheit verfertiget, aus dem Homero weggelassen, was ihm nicht angestanden, und was seinem Bedüncken nach nicht nach dem Geschmack der ietzigen polirten Welt gewesen. Man muß gestehen, daß die Madame Dacier, welche ihre nette und wohlgerathene Ubersetzung des Homeri ein paar Jahr vorhero heraus gegeben, selbst unserm Auctori den Weg gebähnet. Die Partisans des Homeri meyneten ihren Gegnern gnugsam das Maul zu stopffen, wenn sie ihnen die Unwissenheit der Griechischen Sprache vorwürffen. Sie wurden auch ziemlich dadurch in die Enge getrieben, biß ihnen die Ubersetzung dieses hoch-

gelahrten u. hochgepriesenen Frauenzimmers Lufft gemacht, dergestalt, daß auch die, so der Sprache des Homeri nicht kundig sind, dennoch denselben verstehen, von ihm urtheilen und so wohl seine Schönheiten und Fehler erkennen können. Ich zweiffele, ob unser Mr. de la Motte diesem Poeten solche Schnitzer habe weisen können, wenn ihm nicht die Ubersetzung dieser Dame wäre zu statten kommen. Denn er hat sich um das Griechische nicht bekümmern dürffen. Diese Mühe hat sie ihm ersparet. Alle Gelehrten sind auch einig, daß diese hochberühmte Ubersetzerin den Verstand wohl getroffen, und den Sinn des Poeten erreichet und sich dabey nette und schön ausgedrucket. Von dieser Ubersetzung will ich weitläufftiger handeln in meiner Histoire Critique der Frantzösischen Ubersetzungen der alten Griechischen und Lateinischen Scribenten, so ehistens unter die Presse kommen dürffte. Anietzo aber nur von dem Lerm, welchen des Mr. de la Motte Discours gemacht, einige Nachricht ertheilen. Eine solche Kühnheit konte nicht ungestrafft bleiben. Die Mad. Dacier ergriff die Feder um diesen Poeten zu vertheidigen. Die Riesen, so

ehe-

ehemahls den Himmel bestürmen wollen, scheinen ihr nicht so straffwürdig zu seyn, als solche mittelmäßige Menschen, oder gar als solche Zwerge, welche, da sie kein Griechisch könten, dennoch das Panier wider den Vater der Dicht-Kunst aufwürffen. So druckte sie sich aus im Anfange ihres Wercks des Causes de la Corruption du gout, so sie 1714. edirte, und welches zu Pariß und Amsterdam gedruckt worden. Sie wolte nicht gern daß es eine blosse Streit-Schrift heissen solte, deswegen gab sie ihrem Werck einen besondern Titul. Sie hält sich aber bey den Ursachen und Ursprung eines verderbten Geschmacks nicht lange auf. Sie lässet bald blicken, was sie im Schilde führet. Man muß gestehen, daß der Mr. de la Motte ein bescheidener und Liebens-würdiger Gelehrter sey, der dieser Dame keine Ursache gegeben zu einem harten und unbilligen Traitement. Er hat in seinem Discours mit allem Respect von ihr geredet, und gar keine Partheylichkeit darinne blicken lassen. Sie aber verstunde die Sache unrecht. Der Streich, welchen unser Mr. de la Motte ihrer Meynung nach dem Homero angehangen, erweckte einen Theologischen Eifer in ihrer Brust. Sie hält

hält ihm keine Expression zu gute, sie lässet keine Critique vor gegründet passiren. Dabey wirfft sie tapffer mit Schelt-Worten um sich, schilt ihn vor einen boßhafftigen, neidischen, blinden, verwegenen, thörichten und unwissenden Menschen. Wer vernünfftig ist, und dem bon sens nicht abgeschworen und keinen Scheide-Brief gegeben, siehet wohl, daß dieses alles nichts bedeute. Weil aber doch viel unverständige Leute sind, welche an solchen piquanten Raillerien sich belustigen, und wieder einen sonst gescheiden Auctorem sich einnehmen lassen, so fande sich unser Mr. de la Motte genöthiget wieder dargegen einzukommen. Jedermann meynete er würde mit gleicher Hefftigkeit auf seinen Contre-Part loß gehen. Aber weit gefehlet. Er gab ein rechtes Muster, wie ein honetter Mensch disputiren müsse; war sehr bescheiden und stritte bloß mit Raisons. Worinnen er auch bey allen Vernünfftigen Beyfall und Hochachtung verdienet. Seine Reflexions sur la Critique sind in etlichen Theilen hinter einander heraus kommen. Die gantze Dispute kömmet darauf an, daß Mr. de la Motte einige Fehler in des Homeri seiner Iliade bemercket, welche

welche aber die Mad. Dacier vor lauter Schönheiten hält. Muste man sich deswegen in solche ungestüme Bewegung setzen? Noch plumper machte es der so genannte Poete sans fard, welcher sich auch mit in diesen Streit mengete und seinen Homere vangé, oder gerochenen und vertheidigten Homerum heraus gab. Das Kupfferstück, so er vorstechen lassen, zeiget seine Prahlerey und beissende Art zu verhöhnen zur Gnüge an. Es præsentiret sich der Parnassus; auf dessen Spitze stehet des Homeri Bild, welches einen Schatten wirfft, den unser Mr. de la Motte mit einer Pech-Fackel unter der Gestalt des Neides attaquiret. Der Poete sans fard aber steiget auf den Pegasum, ist mit einem Küriß versehen und mit einem Schilde bewaffnet, er hat einen Helm auf dem Haupte und eine Ruthe in der Hand, und züchtiget damit seinen nackenden und entwaffneten Feind. Gerad als wenn man nicht zur Gnüge mercken könte, wohin dieses ziele, so hat er sich deutlicher erkläret in folgenden vier Versen:

Con-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/25 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Conduite par l' orgueil l' envie au regard sombre
Veut attaquer Homere & n' atteint que son ombre:
Mais les verges en main, sur Pegaze monté
Le Poete sans fard vange Homere insulté.

Wenn man sie in deutsche Verse übersetzte, möchten sie etwan folgender Gestalt klingen:

Wilst du la Motte dich an den Homerum machen?
Was treibet dich darzu als Stoltz und Übermuht?
Du kömmst gewißlich blind und triffst bey diesen Sachen
Nur blosses Schatten-Werck. Sieh aber an die Ruht,
Die der Poet sans fard in seinen Händen führet,
Und auf den Pegasum sich schwinget, daß er dich
Mit selber züchtige, so wie es sich gebühret,
Damit du handeln mögst dereinst vorsichtiglich.

Das

Das hieß sich selbst ausposaunen und seinen eigenen Sieg ausblasen. Der letzte Vers zeiget an, wem wir diese Einfälle zuzuschreiben haben. Sein eigentlicher Nahme heisset Gazon. Er gab vor etliche und zwantzig Jahren ein Werck heraus unter dem Titul le Poete sans fard. Es enthielte Satyren, in welchen viele rechtschaffene Leute ärgerlich durchgezogen wurden. Deswegen wurde er auch einige Monath eingerckert; wodurch ihm zwar der Kützel ziemlich vertrieben zu seyn schiene. Aber nach einiger Zeit hatte er alles verschmertzet. Denn er gab eine Uebersetzung des Anacreon heraus, und nahm daraus Gelegenheit viele ehrliche Leute an ihren Ehren anzugreiffen. In Franckreich wolte man das Werck nicht approbiren, dahero that er eine Reise nach Holland und ließ es daselbst drucken. Da ihm dieses so zu gute hingieng, wurde er immer plumper, unhöfflicher und boßhafftiger und kam vor ohngefehr fünff Jahren mit seinem Anti-Rousseau zum Vorschein, darinne er dem Rousseau, der ohne dem verjagt und verfolget worden, noch mehrere Ungelegenheiten machete, und alle cynische und satyrische Piecen, so er an seine gute

Freun-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/27 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Freunde und Bekannten geschicket, öffentlich drucken ließ, und die Personen selbst ausdeutete. Das letzte Buch aber so Mr. Gazon geschrieben ist dieser Homere Vangé. Der Abt Couture approbirte es; bekam aber deswegen eine Nase, man denuncirte die Sache dem Cantzler in Franckreich. Welche Denonciation in dem Journal litteraire völlig zum Druck befordert worden. Unser Mr. Gazon mag sich auf seinem Parnasso so breit machen wie er will, er mag sich auf seinem Pegaso so lange tummeln als es ihm beliebet, wir wollen alles geschehen lassen, und uns daran nicht kehren, sondern auch andere betrachten, welche sich in diesen Streit gewaget. Mr. Boivin, ein Königlicher Bibliothecarius zu Pariß, ein sehr gelehrter Mann und dabey ein rechter galant homme, verfertigte gleichfals eine Apologie d' Homere und den Bouclier d' Achilles. Er führete sich darinne sehr bescheiden auf, ob er wohl den Mr. de la Motte in der Absicht hatte. Er raisonniret besser als die Madame Dacier, und lässet das Vorurtheil nicht so starck bey sich herrschen. Er giebet zu, daß Homerus nicht vor unbetrüglich zu halten, ja er ist so dreiste, daß er auch

Fehler

Fehler erkennet, welche diese Dame als Schönheiten angesehen und bewundert. Der Abt Terrasson hat sich wohl am gescheidesten aufgeführet; er kehrete sich nicht an das Vorbringen beyder Partheyen, sondern verfertigte eine Dissertation Critique sur l'Iliade d'Homere, er nahm aus diesem Gedicht Gelegenheit von den Regeln einer Dicht-Kunst zu handeln, welche in der Vernunfft gegründet und nach den Exempeln der Alten und Neuen eingerichtet ist. Er urtheilet davon als ein Philosophe. Die Madame Dacier bekam in eben dem Jahr einen neuen Vertheidiger und Anbeter, dessen Nahmen ich eben nicht entdecken können; dieser gab ein Supplement heraus über das Buch des Causes de la Corruption du gout. Er unterwirfft sein Urtheil eintzig und allein dieser Heldinne. Weil die Madame Dacier sich den Eifer so sehr einnehmen lassen, und deswegen die Materie von dem Ursprung und Ursachen eines guten Geschmacks abgebrochen, so nimmet er sich vor dieselbe weitläufftiger abzuhandeln und auszuführen. Es sind nach der Zeit unterschiedliche Piecen mehr heraus kommen, und dauret dieser Streit annoch, obwohlen hier und da

sich welche gefunden, die Friedens-Vorschläge gethan und die Partheyen wieder zu versöhnen getrachtet. Meines Behalts hat unser Auctor die beste Parthey ergriffen, und hat auch von allen vernünfftigen Leuten den grösten Beyfall und Approbation gefunden. Die Mad. Dacier meynet Homerus habe die Dicht-Kunst nicht allein erfunden, sondern auch zur Vollkommenheit gebracht; er sey von allen Fehlern befreyet. Mr. de la Motte gestehet, daß in der Iliade viele Schönheiten anzutreffen, suchet aber zugleich zu behaupten, daß darinne merckliche Fehler und Schnitzer zu finden. Es ist aber unserm Auctori ergangen, wie denen Leuten, so in der Mitte des Hauses wohnen; von unten werden sie mit Rauch geplaget und oben mit Nacht-Wasser begossen. Er gehöret in das mittelste Stockwerck, unten wohnen die Feinde des Homeri, und oben dessen Partisans und Anhänger. Von beyden hat er Verdruß gehabt. Die Homeristen beschuldigen ihn einer Kühnheit und Verwegenheit, und die Feinde dieses Poeten bezüchtigen ihn einer Furchtsamkeit. An keine hat man sich zu kehren, wenn man sich diesen vernünfftigen Discours, so

ich

ich übersetzet, will zu Nutze machen. Unser ietziges Seculum ist ohnedem so beschaffen, daß es gerne raisonniret, und über die Weisheit der Alten reflectiret. Die Gelehrten im vorigen Seculo haben uns vorgepüffelt und vorgearbeitet; sie besassen eine gründliche Erkäntniß der Sprachen, und haben uns den Weg gebähnet zu Untersuchung der alten Autoren. Sie haben uns die Studia leichter gemacht. Sie waren den Gibeoniten gleich, welche Holtz zusammen tragen musten. Ihre Arbeit kan man sich vortrefflich zu Nutze machen. Denn zu was Ende hat man sonst zusammen gesammlet, als daß es andere brauchen sollen? Dieser Discours wird vielleicht eine bessere Erkäntniß von der Dicht-Kunst geben, als alle grosse Bücher, so von dieser Materie geschrieben sind, er begreifft alles in sich was zu dem Hand-Werck eines Epischen Dichtens gehöret. Das beste Gedicht ist, welches einem gefällt. Darauf gründen sich alle Regeln so davon gegeben worden. Aristoteles hat beobachtet, was die Poeten, deren Lieder gefallen, in acht genommen, und durch dieses Mittel diese Kunst in Regeln gebracht. Er raisoñirte aber

wenig über dieselbe, und zeigete den Grund derselben nicht an. Und die so ihm nachgetrabet und von eben dieser Materie geschrieben, haben keinen andern Zweck gehabt als uns von seinen Meynungen zu unterrichten. Unser Auctor gehet noch weiter: Er entdecket uns die wahrhafftigen Gründe dieser Kunst und die Ursachen des Vergnügens, welches die nach den Kunst-Regeln eingerichtete Gedichte geben. Er hält sich in seinen Untersuchungen an die menschliche Natur und gründet sich auf den bon sens. Dabey aber hat er den allgemeinen Verderb der gemeinen Dichtereyen vortrefflich eingesehen, und wenn man mit diesem Auctore die Reflexions Nouvelles sur l' art poetique des Mr. Lamy conferiren will, so wird man nicht allein von dieser Kunst sich einen richtigen Begriff machen, sondern auch von allen poetischen Wercken vernünfftig urtheilen, und die gemeine Irrwege vermeiden und alle alte und neue Poeten mit Behutsamkeit und Vergnügen lesen können. Die meisten Schul-Lehrer kommen nicht weiter, als daß sie etwan bey Erklärung der Poeten die zur Grammatic gehörige Dinge bemercken; daß sie auf die Epi-

theta

theta und Cæſuren acht haben und die Pedes messen. Und dabey dencken diese gute Herren, ihnen allein wäre die Fülle der Poetischen Weisheit zu Theil worden. Sie bilden sich ein, der Apollo und sie wären genau mit einander verschwägert und verwandt. Andere sehen sie als plumbeos homines an. Schreyen über die Barbariem in litteris, da doch ihr Verstand in denen übrigen Stücken, so zu dem Metier eines Poeten gehören, einer grossen Polirung nöthig hat. Hauptsächlich fehlet es ihnen an Erkäntniß der menschlichen Natur. Diese muß nothwendig ein rechter Poet verstehen, wenn er mit seinen Gedichten die Leute gewinnen und ihnen gefallen will. Sonst kan einer wohl ein Reimschmidt aber kein wahrhafftiger Dichter genennet werden. Dieser Discours kan solchen Leuten, die zu keinem andern Leisten condemniret worden, als zum reimen; von den andern Dingen aber, so einem Poeten zu wissen nöthig, nichts wissen, und dahero als ein nichts geltendes Wesen in der Dichter-Republic anzusehen, ziemlich die Augen öffnen. Dergleichen Charlatans hat der bekandte Jesuit, Per. Mambrunus, welcher

einer von den berühmtesten Epischen Dichtern war, so vor ein sechtzig Jahren in Franckreich gelebet, abgebildet. Ich will seine Worte, so sich in der Vorrede seines Constantini finden, hier zum Beschluß hersetzen, vielleicht erblicken einige darinne ihr Bildniß: Hi Homines sibi sapere videntur, quia verbis & apicibus tendiculas sciunt ponere. Annos integros & bonam vitæ partem pauculis versibus expoliendis contrivere. - - Nunc epithetis incumbunt, cæsuris inhiant, occursus vocalium vitant diligenter, & hoc poëtam esse contendunt. Quid facias, illis Hominibus? In rerum naturam & οὐσίαν ingenium intendere non possunt. Doch ich muß wohl aufhören, damit ich nicht den Vorwurff noch einmahl hören müsse, welchen man mir wegen meiner Discourse von der Gelahrheit gemacht, quod pedantas ubique crepem ludique magistros exagitem. Ich will thun, was ich kan, um dieser Leute Zorn und Eifer abzulehnen, welches ihnen zur Nachricht dienet.

DIS-

DISCOURS von dem HOMERO.

Endzweck des Auctoris

SJemand darff sich die Rechnung machen, daß wir dem Homero eine Lob-Rede halten werden; denn ich bin gäntzlich der Meynung, daß dergleichen Aufschnitte und Prahlereyen nicht zu billigen seyn; vielmehr halte ich davor, daß derjenige sich ein wahrhafftiges Verdienst zuwege bringe, welcher Mangel und Fehler erkennet und zugestehet, wo sich nur dieselben ereignen; und weil ohne dem die Fehler der grossen und berühmten Leute die gefährlichsten zu seyn pflegen, so ist um so viel mehr dran gelegen sie in Käntniß zu bringen, ie mehr Leute sich finden, welche sich einen Ruhm draus machen, daß sie dieselbe wieders-

um erneueren. Dieser Discours ist keine Lob-Rede von dem Homero, sondern eine Dissertation, ein Versuch oder Probe seiner Dichtereyen, in welchen ich meine Gedancken von dem Gedicht der Iliade und dessen Uhrheber aufrichtig entdecken will.

Daß ein Homerus gewesen, wird behauptet.

Nach dem Vorgeben einiger Criticorum soll gar kein Homerus gewesen seyn. Die Gedichte, welche wir unter seinem Nahmen haben sollen, wenn man ihnen Glauben beymessen will, nur verschiedene Stücke vieler Autorum gewesen seyn, welche von dem Lycurgo zusammen in Griechenland gebracht, von dem Pisistrato aber zusammen gelesen und ordentlich verfasset worden. Ich will eben so übel nicht verfahren und diese Meynung vor abgeschmackt ausgeben; doch muß ich gestehen, daß ich darinn nicht die gerinste Wahrscheinlichkeit antreffe. (1) Ich bemercke in der

(1) Es ist so gar unwahrscheinlich nicht, wie der Auctor meynet, daß sowohl die Ilias als Odyssea aus unterschiedenen Gedichten bestanden, die man hernach an einander gehangen und zwey Wercke draus gemacht. Von der Iliade nur was zu gedencken, so meynet ja der Auctor selbst, daß der Zweck des Poeten gewesen des

der Iliade einerley Absichten und einerley Arten zu gedencken. Mehr darff ich nicht beweisen, wenn ich mich zu dem grösten Hauffen schlagen, und mit ihnen glauben will, daß die Ilias nur einen eintzigen Uhrheber habe, oder welches wohl auf eines hinausläufft, daß ein Homerus iemahls in der Welt gewesen sey.

Gezäncke um den Homerum.

Homerus hat von Zeiten zu Zeiten die Menschen zu vieler Eitelkeit verleitet; sie haben sich um ihn gewaltig gezancket und die gröste Neugierigkeit sehen lassen. Die Städte haben sich um ihn gestritten; iede hat gern die Ehre haben wollen seine Gebuhrts-Stadt zu heissen. (2)

Achilles Zorn zu besiegen, welcher so viel Griechen aufgeopffert. Dieses aber schicket sich nur auf das erste Buch. Diese Meynung bekommet auch dadurch einige Wahrscheinlichkeit, daß die Alten des Homeri Gedichte nur Rhapsodien nenneten. Ælian. var. hist. Lib. XIII. c. XIV. Die Griechen sungen gern in ihren Gesellschafften und Gelagen. S. des Du Pin Biblioth. Univ. des Historicus. Diese Gedichte musten praf herhalten. Denn Homerus war der Griechen ihr Meister-Sänger, welches der gute ehrliche Biedermann Hanß Sachs bey den Teutschen war.

(2) Ich könte von diesem Streite vieles beybringen;

Man hat allentholben Antheil an ihm zu haben verlanget, man hat ihn erkennen und von ihm urtheilen wollen; einige haben unverdrossenen Fleiß angewendet hinter seine Meynung zu kommen, und dessen Sinn zu entdecken;(3) Andere sind so dreiste gewesen, daß sie sich wider

---

wenn ich wolte, könte ich den Ciceronem pro Archia Poeta, und den Aulum Gellium anführen, welche beweisen, daß die Gelehrten einander in den Haaren gelegen wegen des Homeri seiner Geburths-Stadt. Allein ich habe keine Lust mich des Vorwurffes theilhafftig zu machen, welchen Seneca Epist. 89. dem Didymo gethan, welcher mit dieser Frage vergeblich den Kopff zerbrochen, und seine Zeit zu solchen Dingen angewendet, quæ erant dediscenda, si scires, welche man wiederum verlernen müste, wenn man sie gefasset. Wer aber Lust hat hiervon was weitläufftiges zu lesen, kan sich beym Leone Allatio Raths erholen, welcher von dem Vaterlande des Homeri ein eigen Buch geschrieben. Wer aber kürtzer darvon kommen will, kan nur den du Pin, an angeführten Orte aufschlagen, da er von diesen Sieben-Sachen handelt.

(3) Diejenige, so die Homerische Gedichte erkläret, haben nicht einerley Absehen gehabt, ein ieder hat dasjenige zu entdecken sich bemühet, worzu ihn sein naturel getrieben und sein metier

wider die allgemeine Hochachtung und Verwunderung empöret, und viel Fehler an ihm bemercket; auf der einen Seite richtete man ihm Altäre auf; auf der andern bemühete man

genöthiget. Ein Physicus hat sich angelegen seyn lassen, die Heimlichkeiten der Natur; ein Politicus die Staats-Klugheit, ein Moralist die gesunde Sitten-Lehre, ein Alchymist oder Sifleur die Arcana seiner Kunst in des Homeri Schrifften, und andern alt-vetterischen Poeten-Liedern zu erfinden. Man hat diese Wissenschafft gleichsam als ein grosses Land angesehen, darinne ieder, so viel zu seinem Nutzen dienet, conquetiren könte. Man darff nur die Preface der Explication des Fables so 1713. in Haag in zweyen Tomis heraus kommen, lesen, wenn man von den unterschiedlichen Absichten derer, so die alten Poeten und Fabelhansen erklären, will unterrichtet seyn. Dieser Auctor nimmet einen besondern Weg, und suchet darinne wahrhaffte alte Geschichte, welche aber durch der Poeten Zusätze und Freyheit verdunckelt worden. Worinne er bereits den Bochart, Vossium, Heinsium, Mr. le Clerc, den P. Tournemine zu Vorgängern hat. Bey uns ist sonderlich der hochberühmte Hermannus von der Hardt bekandt. Er meynet, daß diejenigen, so ohne historische Absichten den Homerum erkläreten, davon so wenig verstünden, als ein Papagoie vom

sich sie wieder nieder zu reissen. Die meisten absonderlich zu unser Zeit haben hinter dem Berge gehalten, und haben mit der Sprache nicht recht heraus gewollt; Ob es wohl an sinnreichen Scribenten nicht gemangelt, die es sich

Gruß und ein Affe vom Buch, ob ers gleich ansehe; Ob man gleich in des Homeri Ulyssis Geschichte läse, würde man doch so viel von seinem Thun und Wesen, Reisen, Kriegen, Glück, Unglück, Weisheit, Gedult, von der Junone, Circe, Iri, Mercurio, Vulcano, Marte, Sirenen, wissen, als die Kuh vom neuen Thor. Die Gelehrten selbst unter so vielen Commentatoribus des Homeri tappeten nach ihrem eigenen Geständniß in steter Finsterniß; sie könten sich aus dem Trug der Säue und Hunde nicht finden, darin die Circe sie verwandelt, die Tradition hätte ihnen solche fürgefaßte seltzame Gedancken ins Gehirn gepräget, da nach der wahren Historie alles plat und an sich deutlich; würden ohne Furcht leben unter Circe Hand sich in solche Thiere zu verkriechen, wenn sie bedächten die Stadt Circæum an dem Fluß Phasis, im Colchide, am Ponto Luxino oder schwartzen Meer, habe die Griechen ehedes in ihrer expedition dahin bewogen, daß sie sich an den Colchischen Flüssen Cyanacus, Hyssus, Ophis, Hippus, Corax, Hund, Schwein, Schlange,

sich blut sauer werden lassen, so wohl Schönheiten als Fehler in des Homeri Gedichten zu finden, und bekannt zu machen; Die meisten aber haben sich daran nicht gekehret und haben keinem Theil Beyfall geben wollen, sondern ihr End-Urtheil zurück behalten. Denn die meisten Dinge und Handlungen in der Welt haben unterschiedliche Gestalten; es sind zwar einige, deren Deutlichkeit allen Menschen in die Augen fället und sie rühret, das übrige aber hat unterschiedenes Ansehen; ein kluger und verständiger Mann kan die Sachen nach seinem Belieben vorstellig machen und dieselben nur auf der Seite zeigen, wo er sie will angesehen haben, und wo sie mit dem Urtheil, so er davon will gefället wissen, übereintreffen. Denn wenn man sich nach den Begriffen, welche man von dem Homero gegeben, richten wolte, so könte man denselben auf zwey unterschiedliche Arten ab-

Pferd, Rabe, genannt, niedergelassen. Siehe sein Buch, Moses für seinem Ende, und zwar die Vorrede desselben. Alles gründet und steiffet sich zwar auf Muthmassungen: allein die sind nicht alle zu verwerffen; unsere Wissenschafften würden sonst sehr enge eingeschrenckt werden, nur muß man sehen, wer am genauesten zum Ziel schiesse.

schildern, dergestalt daß [illegible] sehr ungleich sich repræsentiren würde, welches denn ein trefflicher Beweiß ist, daß die menschlichen Urtheile sehr ungewiß und zweiffelhafftig sind.

Gute Urtheile und vortheilhaffte Meynungen von dem Homero.

Ich will alle Lob-Sprüche, so des Homeri seine Anbeter und Anhänger ihm ertheilet, zusammenbringen, und in einem kurtzen Begriffe vor Augen legen. Nach ihrem Begriffe war an ihm was göttliches anzutreffen;(4) sein Verstand und Geist ist so groß gewesen, daß er die Dichter-Kunst

(4) Dergleichen Lied stimmet man noch heutiges Tages an; man preiset des Homeri Schrifften als göttliche Gedichte. Es ist zu verwundern, daß man sich von diesem Vorurtheil nicht loßgewürcket, und daß man nicht begriffen, wie diese vorgefaste Meynung von den Heyden entstanden, als welchen die Pfaffen die vermeynte göttliche Aussprüche in Versen ertheileten. Daher meyneten sie es müsten die Verse einen göttlichen Ursprung haben, und die Sprache der Götter seyn. Da doch niemahlen GOtt in Versen geredet. Zu dergleichen übermäßigen Lob-Sprüchen hat Scaliger, Barthius, und andere, welche in der Dichter-Republic eine grosse Figur gemacht und andern nach den Grundsätzen Aristotelis

Kunst erfunden, und sie zur Vollkommenheit gebracht. Vor ihm ist kein Mensch gewesen, welchem er nachgeahmet, nach ihm hat sich keiner funden, der es ihm nachthun können. Wenn er nicht geschrieben, so wäre keine Dicht-Kunst,

Gesetze fürgeschrieben, Anlaß gegeben. Vor andern hat Scaliger dem Homero göttliche Eingebung und poetische Entzückungen beygeleget, welchem andere ins Gelag hinein nachgeschrien. Was mich betrifft, so kan ich gar leicht die Menschlichkeit dieser Kunst begreiffen, und mir den Trieb oder Geist eines Poeten gantz natürlich vorstellen. Es ist eine Würckung einer besondern Einbildungs-Krafft, nicht aber ein göttliches Einblasen, als welches in den Augen kluger Menschen ein pur lauteres nichts ist, und eine Meynung, so nach dem Greuel der albern Dichter-Kunst schmecket. Es kömmet bey einem Poeten hauptsächlich aufs Ingenium an, welches vielfältige Gedancken und Relationes herfür bringet. Dieses aber ist eine natürliche Geschwindigkeit, vermöge deren man geschwind alles siehet und die Sachen auf allen Seiten einschauet, und artige Einfälle ausbrecket, welchen man doch aber durch die Vernunfft und durch Beyhülffe einer guten Logique Ziel und Maaß setzen muß, damit sie nicht ausschweiffen und es auf ein unnützes, eiteles, und

und keine Poesie, ja keine Wissenschafft; Die Natur hatte ihn mit einem allgemeinen Geiste begabet und durch seinen Fleiß und Mühe hat er ihm alle Erkäntnisse zu wege gebracht. So erleuchtet als er war, so genau wuste er auch alle Dinge zu unterscheiden, und ihnen ihren rechten Werth beyzulegen: das Böse hat er als Böse und das Gute als Gute vorgestellet und ausgeben; so fruchtbar er ist, so mannigfaltig ist er auch, dergestalt, daß seine Leser niemahls überdrüßig werden. Seinen Wiederholungen weiß er eine gantz neue Art und Ansehen zu geben. Er ist ein gründlicher und tieffer Theologus. Ob er gleich ein Vater des Heydenthums weil man seine Dichtereyen gemißbrauchet, so hat er doch in vielen Stücken von der Gottheit fast so gesunde Begriffe und Einsichten als Moses. (5) Wer hat wohl iemahls das

abgeschmacktes Gewäsch hinaus lauffe. Denn wo einem Poeten das ruhige Wesen der Vernunfft nicht wieder zu statten kommet, so ist sein Geist ein ungezähmter Trieb und eine Raserey. Ja alles was er hervorbringet, ist ein affectirtes Geräusch und nicht selten ein leerer Thon. Siehe M. le Clerc in s. Parrhas.

(5) So weit gehen die Mythologie-Krämer und unvernünfftige Liebhaber der alten Dicht-Kunst, daß sie Homerum mit Mose verglei-

das Laster auf eine bessere Art bestritten, und der Tugend mehr gedienet und aufgeholffen? Die Chrysippi und Socrates waren gegen ihn nur vor unfruchtbare Philosophen zu rechnen, weil sie die Gründe der Sitten-Lehre nur auf eine

chen, ihn durch die heiligen Schreiber erklären, ja gar der heiligen Schrifft vorziehen. Ein solcher Gecke war Jac. du Portus, der zu Cantabridge 1660. in 4. ein Buch heraus gab unter dem Titul: Homeri Gnomologia duplici Parallelismo illustrata. Andere wollen in dem Homero Ebraismos wahrnehmen; des Bogani Homerus Ἑβραΐζων gehöret hieher, in welchem bewiesen wird, daß kein Poete den heiligen Scribenten näher komme als Homerus. Andere erblicken Ritus, Gebräuche und Gewohnheiten, so in dem Alten Testamente vorkommen, ja sie gehen so weit daß sie auch einige Wahrheiten der Christlichen Religion in dem Homero suchen. Die Mad. Dacier ist so weit verfallen: man darff nur ihre Vorrede über die Frantzösische Uebersetzung des Homeri lesen. Von dieser Paralelle kan auch Basnage in seiner Histoire des Juifs Lib. III. Cap. XX. p. 941-948. nachgeschlagen werden. In Deutschland hat zu dergleichen unvernünfftigen Vergleichungen der Philippus Melanchton Anlaß gegeben, der im Anfang seiner Profession zu Witten-

eine trockene und krafft-lose Art vorgetragen; er aber weiß sie recht geschicklich beyzubringen, und recht beliebt und angenehm zu machen. Seine Fabeln, die uns offt sehr abgeschmackt und ungereimt vorkommen, sind als lauter Geheimnisse anzusehen und ehrerbietig zu verehren, weil darinne die raresten vortrefflichsten und nützlichsten Wahrheiten verborgen liegen. Die Gesetzgeber, die Gelehrten, die Helden und Fürsten und Herren hat er unterrichtet; die grösten

berg publice über den Homerum und Paulum zugleich gelesen, und diese Auctores gegen einander gehalten, da doch Dagon bey der Bundes-Lade nicht stehen kan, sondern nothwendig herabgestürtzet und zerstümmelt wird. Wie denn eben dieser Phil. Melanchton zu der närrischen Hochachtung des Homeri Gelegenheit gegeben und verursachet, daß man sich in die heydnische Götzen verliebet und sie getrost in Versen angeruffen. Arnold hat ihm deswegen in seiner Ketzer-Historie Sec. XVI. Cap. X. §. 6. 7. 8. einen scharffen Text gelesen: und der Herr Geheimde Rath Thomasius ist auch gar nicht wohl auf ihn zu sprechen. Siehe seine Noten über des von Osse Testament hin und wieder. Unten wird sich schon Gelegenheit finden ein mehres von dieser Sache zu reden.

sten Leute müsten noch ietzo bey ihm in die Schule gehen. Nun wieder auf seine Dichterey zu kommen, so hat er dieselbe dergestalt in die Höhe gebracht, daß die besten Poeten sich nicht getrauen und unterstehen es ihm gleich zu thun. Seinem Absehen und seiner Ordnung kommet nichts bey; seine Gedancken, Meynungen und Ausdrückungen können von niemanden nachgeahmet, ja überall nichts was nur in seinen Wercken zu finden, nachgemacht werden. Er besaß die vortrefflichsten Gaben und Eigenschafften: Er hatte ein ungemein und wunderwürdiges Gedächtnis; eine grosse, zärtliche und hohe Einbildungs-Krafft; und endlich ein allgemeines und unbetrügliches Judicium. Diese Eigenschafften, wenn sie bey andern Menschen vereiniget zu finden, sind einander offt nachtheilig, bey dem Homero aber leisteten sie einander gute Dienste, und boten einander die Hand; eine machte die andere vollkommen. Diese Vollkommenheit ist so mercklich, so empfindlich und so kenntlich, daß derjenige blind, der sie nicht siehet, und derjenige thöricht seyn muß, der nicht damit übereinstimmet. (6)

Wenn

(6) Ich würde sehr weitläufftig seyn müssen, wenn ich alle Autores anführen wolte, welche den Stoff zu dieser Materie hergegeben. Nur

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/47 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Nachtheilige Meynungen von dem Homero.

Wenn man aber andere Nachrichten zu Rathe ziehen, und andern Uhrkunden folgen will, so soll Homerus nicht mehr als ein Mensch gewesen seyn; so weit fehlet es, daß ihm das Lob

---

will ich mich vergnügen den Caselium anzuführen, der ein Ertz-Homeriste war, und ihm dergleichen Lob-Sprüche beygelegt. Man darff nur seine Oration pro arte Poetarum, so er zu Rostock 1568. gehalten und zu Helmstädt 1638. wieder aufgeleget worden, lesen. Er hat es sich zwar Blut-sauer werden lassen, den Homerum von den Vorwürffen der Freidencker zu retten. Aber es hält alles den Stich nicht, und kan ihm alles fürtrefflich aus unserm Autore widerleget werden. Das Alterthum hat iederzeit eine besondere Hochachtung gegen die Poeten getragen; es hat ihr Gedächtniß durch allerhand Denckmahle zu erhalten und zu erneuern gesucht, ihnen Ehren-Säulen gesetzet, rühmliche Aufschrifften gemacht, und ihre Bildnisse in Gold, Silber und Ertz eingegraben. Bey dieser Ehre hat man es nicht bewenden lassen, man hat den Homerum gar vergöttert: Man hat ihm Tempel gebauet, Altäre aufgerichtet, und Opffer gebracht. Nicht allein die Heyden haben diesen Götzen-Dienst nachgehangen, sondern auch unter den Christen war eine ge-

Lob der Erfindung beyzulegen sey, daß er vielmehr den Vorwurff verdiene, daß er sich dasselbe unrechtmäßiger Weise zugeeignet, indem er die Auctores, so vor ihm gearbeitet, vertuschet, unterdrucket und verschwiegen. Er hat sein Gedächtnis mit den närrischen Einbildungen und Meynungen seiner Zeit angefüllet; er hat entweder aus Mangel der Erkäntnis oder aus einer närrischen Liebe zu ausserordentlichen und wunderbaren Dingen das alberne und abgeschmackte Wesen vermehret und hoch hinauf getrieben.

---

wisse Secte der Carpocratiten, welche des Homeri Bildniß anbetete und ihm räucherte. Siehe des Mr. Baile seine Nouvell. de la Rep. des lett. Tom. I. Art. VIII. Von dieser Vergötterung zeiget ein gewisser Marmelstein am deutlichsten, welcher vor etliche und dreißig Jahren in Italien gefunden worden, und die Apotheosin des Homeri præsentiret. Cuperus gab 1683. diese Apotheosin Homeri heraus, und vor ohngefehr vier Jahren hat sie Mr. Schott, Rath und Bibliothecarius zu Berlin wiederum ediret und mit neuen Erklärungen beleuchtet. Als ich in Halle studirte, habe ich von diesem Stein einen Abriß gegeben und von des Herrn Schotts Erklärungen einen Auszug gemacht, welcher dem XXXVIIsten Stücke der neuen Bibliothe-que einverleibet worden.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/49 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

trieben. Kein Mensch hat sich von den Göttern iemahls so thörichte Begriffe gemacht; ihrentwegen vermehret er das menschliche Gebrechen und Elende. Der Eigensinn ja das Laster selbst sind bey ihm würckliche Freyheiten und Vorzüge der Unsterblichkeit. Die Weisen haben dem Platoni Beyfall gegeben, und ihn sehr gepriesen, daß er ihn aus seiner Republic verbannet; eine gewisse philosophische Secte hielte alle Poeten wegen der Thorheiten des Homeri vor ein geringes Volck und Lumpengesinde. Er hat es mit seinen Dichtereyen gar zu plump gemacht und sich als ein garzu grober Betrüger aufgeführet; in seiner Morale ist er weit gefährlicher; er ist nicht fähig die Tugend und das Laster mit ihren wahren Farben abzuschildern, er tauget zu nichts als die Bösen anzureitzen und ihnen einen Muth zu machen, die Frommen aber zu verwirren. Was die Poesie betrifft, so kan man fast so viele Fehler zehlen, als die Dicht-Kunst Eigenschafften erfordert. Es ist in seinen Gedichten kein gewisser Endzweck wahrzunehmen, und gar keine Ordnung zu spüren; und sind darinne unanständige Characteres, kindische Gedancken, falsche Meynungen, Reden ohne Folgen, weitläufftige Erzehlungen, gezwungene Gleichnisse,

gemeine

gemeine Sprüche, und verdrießliche und Krafftlose Beywörte anzutreffen. Mit einem Worte: Homerus ist bloß seiner Narrheit und Unverstandes wegen, als ein seltener und sonderbarer Mensch anzusehen. (7)

(7) Ich könte hier mit vielen Auctoritäten Parade machen, und eine grosse Liste derjenigen hersetzen, so die Knie nicht vor dem Poeten beugen wollen. Einige aber will ich nur anführen, um zu zeigen, daß unser Mr. de la Motte eben nichts neues unternommen, sondern den alten Einwürffen nur eine neue air, force, und Gestalt gegeben. Heraclitus hat schon zu seiner Zeit gesagt Homerus wäre werth, daß man ihm Maulschellen gäbe. Laërtius Cap. IX. den Dionysium Halicarn. verdroß es über die massen, daß des Homeri Fabeln zu nichts taugeten, als Unordnung und Leichtfertigkeit anzurichten. Lucianus railliret seine Götter und Helden. Chrysostomus nennet ihn einen Ertz-Betrüger. Horatius sagt, daß der gute Mann zuweilen schlaffe, welchem auch Quintilianus beypflichtet. Dem Erasmo sind seine Gedichte nicht gravitätisch genug. Jul. Cæs. Scaliger ist so dreiste, daß er ihn vor einen Ertz-Narren hält. Baile ist eben so eiferig und so strenge: dieser Poet wäschet ihm allzuviel. Rapin schonet gleichfals seiner nicht. Perrault ist gar mit der Thür ins Hauß gefallen,

An diese einander zuwiderlauffende Urtheile muß man sich nicht kehren, sondern selbst prüfen.

Woran soll man sich halten? Wie hat man sich bey diesen widersprechenden Urtheilen aufzuführen? Es ist wahrscheinlich, daß keines unter diesen beyden Bildnissen dem Homero gleich sehe. Die allzugrosse Hochachtung hat seine Schönheiten allzuübermäßig erhoben; und die allzugrosse Verachtung hat die Feh-

und will überall nichts gesundes und geschei-tes in seinen Gedichten erkennen. Desmarets hat sich gleichfals nicht entblödet ihm seine Fehler hoch aufzumutzen. Es hat iederzeit nicht an solchen Freydenckern gefehlet, die sich nicht mit einem pas coulé vor ihm bücken wollen. Der Herr Geheimde Rath Thomasius hat sich vor einiger Zeit in seinen Anmerckungen über des Melchior von Osse Testament mit sehr unmilden Worten wider diesen Poeten ausgedruckt: Er hält ihn vor einen Ertz-Narren und Fantasten. Er ist gar übel auf den Melanchtonem zu sprechen, der diesen Meister-Sänger bey den Evangelischen in so grossen Æstim gebracht und verursacht, daß die Jugend ihr Gehirn mit solchen poetischen Machinen und Räuchwerck angefüllet. Wer dieses hochgepriesenen und hochberühmten Mannes seine Gemüths-Art nur ein wenig kennen lernen, der wird leicht wis-

Fehler vergrössert und verursachet, daß man ihm alles hoch aufgemutzet. Von beyden Seiten hat man der Sache zuviel gethan. Wir können uns aber dergleichen Wiedersprechun-

sen, warum er von der Poesie nichts halte, und warum ihn die Poeten nicht anstehen: Leute von seinem Character prüfen alles so genau, nach ihrer beywohnenden Vernunfft, und nach ihrer Logique. Darum kommet es ihnen sehr lächerlich vor, wenn die Poeten aus einer Fliege einen Elephanten, und aus diesen eine verächtliche Mücke machen. Sie nehmen wahr, daß die Einbildungs-Krafft mehrentheils bey den Poeten die Oberhand hat, und daß sie ihren Einfällen nicht Maaß und Ziel setzen, daraus denn ein elendes Gewäsch erwächset, und unschmackhafftes Wesen erfolget. Daher denn kein Wunder, daß der Poeten Geist in ihren Augen als eine Raserey und unbezähmter Trieb anzusehen. Sie lassen die schwärmenden Poeten pfeiffen und singen, und sehen nur auf den Verstand der Worte; dahingegen unverständige nur allein auf die Musique hören, ob sie schon den Text nicht verstehen, und nicht wissen, was man singet. Es ist aber heutiges Tages so grosse Gefahr nicht dabey, daß der Homerus so grosses Ubel bey der Jugend anrichte, denn derselbe ist auf hohen und niederen

gen wohl zu Nutze machen. Denn sie befreyen uns von der Gewalt, welche dergleichen Urtheile über uns haben können, und verursachen, daß wir zu unserm Rechte greiffen, vermöge dessen wir alles prüfen dürffen. Uns gebühret daher die Sache an und vor sich selbst zu untersuchen, und zu sehen, worinne die Bewunderungen oder Verachtungen billig oder unbillig sind;

Lasset

Schulen gantz unbekannt worden. Man solte den Homerum der Jugend in keiner andern Absicht und aus keinem andern chapitre recommendiren, als daß sie daraus die Griechische Sprache, die Sitten, Gewohnheiten, Arten zu kriegen, Religion, die Lage der Griechischen Städte und Länder daraus lernete, und ein Stück der alten Historie fassete. Man müste aber nicht in den Fehler fallen, welchen fast alle, so über Autores lesen, an sich haben: Sie streichen ihren Autorem gewaltig heraus und suchen ihren Geschmack durch die Vollkommenheit ihres Wercks, das sie erkieset, zu rechtfertigen. Da man doch die Fehler zugleich anzeigen und die Absurdicäten der heydnischen Religion vorstellen, und andere der gesunden Vernunfft zuwider lauffende Fehler bemercken solte. Und in diesem Stück kan uns dieser Discours vortrefflich zu statten kommen, daß man die Poeten ohne Anstoß lesen kan.

Lasset uns kein Bedencken tragen uns unserer Vernunfft zu bedienen. Sie muß hier allein den Ausspruch thun; wie sie denn in allem was uns die Menschen vortragen, der natürliche Schiedes-Richter seyn muß; man muß nicht so blindlings zuplatzen, und sich aufopffern, und sein Urtheil andern menschlichen Aussprüchen und Decisionem unterwerffen; man muß sich nicht ehe ergeben, als biß man recht unterrichtet worden; und wenn man nur seine Absichten recht erkläret und dabey ein vernünfftiges Mißtrauen auf sich selbst setzet, so glaube ich nicht, daß iemand seyn könne, der sich nicht die Freyheit nehmen dürffe, auch die überall geltenden und angenommenen Meynungen zu verwerffen und ihnen zu widersprechen.

Fehler der Disputen von dem Homero.

An dieser Mäßigung und bescheidenen Aufführung hat es fast allen gefehlet, so von den Alten überhaupt ins besondere aber von dem Homero sich in einen Streit eingelassen. (8) Beyde Partheyen haben sich den Eifer allzusehr einnehmen und von ihren Passionen allzuweit verleiten lassen; sie sind allzuhitzig gewesen, gerade

(8) Von diesem Dispute und Gezäncke findest du völlige Nachricht in meiner Vorrede über diese Uebersetzung.

rade als wenn der Staat hierdurch umgekehret würde und die Religion zu Grunde gienge. Sie brauchen mehr Schelt-Worte als Raisons. Gleichwie aber diejenigen, so in Affecten stecken, sich iederzeit suchen zu rechtfertigen, so darff es einen nicht befremden, daß man den einzigen Eifer vor die Wahrheit vorgeschützet, und damit seine übergrosse Eitelkeit und abgöttische Liebe zu seiner eigenen Meynung bedecken wollen. Diesen Fehler habe ich allzuwohl bey andern bemerckt, daß ich denselben nicht solte zu vermeiden trachten. Meine Meynungen gebe ich nicht höher als Muthmassungen aus; ich bin allezeit bereit und willig meine Begriffe fahren zu lassen; ich wolte so gar auch wohl Schimpff-Worte von demjenigen vertragen und einstecken, welcher mich von meinem Betruge loß machete und mich eines bessern unterrichtete. Ich will dahero die hauptsächlichsten Stücke der Iliade untersuchen und folglich es wagen mein besonder Urtheil von dem Homero und dessen Wercke zu fällen. Beyde Partheyen werden sich beqvemen müssen mir was nachzusehen. Die Anbeter des Homeri müssen mir zu gute halten, wenn ich zuweilen die Ehrerbietung aus den Augen setze; und die andern werden so gnädig seyn, und mir vergeben, wenn

wenn ich was vorbringe, so etwa zu seinem Lobe gereichet. Solte ich aber gleich keine von diesen beyden vergnügen, so wird es mir schon genug seyn, daß ich allenthalben das publicum respectiret, wie es denn mir gebühret, indem ich alle meine Absichten dem einigen Interesse der Wahrheit aufopffere.

Von dem Endzweck des Homeri.

Unterschiedliche Meynungen von dem Endzweck des Homeri.

MAn hat unterschiedliche Meynungen von dem Endzweck, welchen Homerus in Verfertigung seines poetischen Gedichtes der Iliade vor Augen gehabt, geheget. Einige haben sich beredet, er hätte der damahligen Welt wollen einen Zeit-Vertreib und Vergnüglichkeit machen; dieses habe er durch die Beschreibung des Trojanischen Krieges zu bewerckstelligen gesucht, welche sehr sinnreich ist, und woran damahls die Griechen grösten Antheil nahmen; andere haben sich eingebildet, er hätte durch die wunderbare, ungewöhnliche und ungemeine Tapfferkeit seines Helden, die

Leser wollen in Verwunderung setzen; endlich so haben sich auch einige gefunden, welche glauben, er hätte nur die Sitten in der Absicht gehabt, und hätte in einer im Grunde zwar einfachen, aber doch durch die Zierathen sehr weit ausgedehneten Fabel den Griechen wollen zu erkennen geben, wie viel ihnen dran gelegen sey, daß solche Fürsten über sie herrscheten, welche verständig wären und untereinander in gutem Vernehmen stünden.

Ursachen derjenigen, so da glauben, er habe den Trojanischen Krieg beschreiben wollen.

Die ersten haben selbst den Titul des Wercks vor sich; und alle darinne enthaltene Dinge scheinen dieses zu beweisen; denn obgleich dasjenige, was in diesem Gedichte vorgehet, nur den geringsten Theil des Trojanischen Krieges ausmachet, so kan man doch aus demjenigen, was erzehlet wird, auch das übrige, was noch mangelt, darzu thun und voll machen; der Autor unterrichtet entweder selbst, oder durch die Personen, so er aufführet, den Leser von den Ursachen, Anfange und Fortgange des Trojanischen Krieges; ja er saget gar vorhero, wenn derselbe würde zu Ende kommen. Man machet denen, so da nur dieses Dessein in dem Homero erblicken, den Einwurff, daß wenn er

den

den Trojanischen Krieg hätte beschreiben wollen, so würde er auch das Ende nicht haben fehlen lassen, worzu ihm ein so grosses Schauspiel genungsame Gelegenheit würde gegeben haben. Allein es ist vergebens, man richtet damit bey ihnen nichts aus, sie lassen ihre Meynunge nicht fahren, und dieser Einwurff scheinet ihnen deswegen nichts zu taugen, weil man ja durch den Tod des Hectoris, welchen Homerus allenthalben als die Stütze und eintzige Hoffnung der Trojaner vorstellt, gnugsam von dem Ruin der Stadt Trojæ versichert würde.

Ursachen derer, so sich einbilden, er habe dem Achilli wollen eine Lob-Rede machen.

Die andern, ich will sagen die, so die Iliade als eine Lob-Schrifft des Achillis ansehen, gründen sich auf seinen prächtigen Character und grosses Ansehen, so ihm in diesem Gedichte beygeleget worden; es kömmet ihnen vor, als wenn die übrigen Helden nur deßwegen so beherzt und tapffer aufgeführet worden, um der Tapfferkeit des Achillis einen desto grössern Glantz und Ansehen zu machen; Homerus liesse ihn zu dem Ende so Wunderns-würdige Thaten verrichten, damit sein Held ihren Ruhm verdunckele und durch grössere Thaten auslösche. So bald er sich nur retiriret, so wird die Grie-

chische Armée, so zeithero allezeit der Trojanischen überlegen gewesen, geschlagen, zerstreuet und in Unordnung gebracht, ja es kam mit ihr auf das äusserste; und obgleich des Achillis Soldaten zu der Armée stossen, so lauffen ihre Affairen deswegen doch nicht besser: biß er endlich selbst ansichtig wird, alsdenn verändert sich das Glück; er allein metzelt eine unbeschreibliche Menge Trojaner nieder, bringet eben den Hector, der kaum vorhero die gantze Griechische Armée hatte vor sich her fliehen sehen, auf die Flucht, ja er bringet ihn so leicht um, daß man nicht begreifft, wie nach diesem die Trojaner sich unterstehen können sich ferner zu vertheidigen. Wer wolte bey solcher Bewandniß nicht glauben, daß die Tapfferkeit des Achillis an dem Gedichte des Homeri den grösten Antheil habe? Wider diese Meynung wendet man ein, daß wenn dieses der Zweck und das Absehen des Poeten gewesen, so würde er den Character seines Helden, durch so viele übele und unanständige Eigenschafften, welche er ihm beyleget, nicht beflecket, und dergestalt seinen Ruhm verdunckelt haben. War es wohl ein gutes Mittel die Leser zu bewegen und ihnen eine Hochachtung gegen diesen Helden einzuprägen, daß er ihn so hochmüthig, trotzig, ungerecht

und

und grausam abbildete? Es hat allerdings das Ansehen, antworten diejenigen dreiste, welche man durch diesen Einwurff verwirren will, daß der Poet selbst daran gedacht. Er war selbst durch die übermäßige Tapfferkeit, so er dem Achilli beygeleget, geblendet; es schiene ihm was schönes und vortreffliches zu seyn, daß ein Mensch ohne Unterlaß sein Ansehen, Gewalt und Hoheit über andere könne sehen lassen; daß er keine Raison annehme, und kein ander Recht erkenne, als seinen Degen, der ohne alles Mitleiden sey, und so unbarmhertzige Rache als die Götter ausübe. Daß Homerus dergleichen Neigungen nicht verächtlich gehalten, davon ist wohl dieses ein Beweiß, daß er sie fast allen Göttern und Helden zueignet. Sein Gedichte ist von Hochmuth, Zorn und Rache zusammen gewebet.

Ursachen derer, so da vorgeben, er habe eine moralische Wahrheit lehren wollen.

Die letzten und diejenigen, welche erkennen, daß in dem Werck des Homeri eine moralische Wahrheit ausgedruckt sey, meynen gnug zu beweisen, wenn sie nur bloßhin die Fabel erzehlen: Agamemnon erzürnet und erbosset sich wider den Achillem und raubet ihm eine Sclavin; Achilles retiriret sich auf seine Schif-

Schiffe; die Griechen spüren bald seine Abwesenheit; sie verlieren viel Schlachten, nachdem aber endlich der beste Freund des Achillis in der Schlacht geblieben, so versöhnet er sich wieder mit dem Agamemnone und erleget den General der Feinde. Wird dadurch nicht klar genug angedeutet, daß das Miß-Verständniß und Uneinigkeit, so sich zwischen denen so von einer Parthey sind, ereignet, ihr Unternehmen ruinire, und daß im Gegentheil das gute Vernehmen ihnen einen gewünschten Ausgang versichere? Es ist wahr, daß, wenn man die Handlung dieses Gedichtes in solchen Terminis vorstellig machet und ausdrucket, sie würcklich darinne begriffen. Man muß aber auch gestehen, daß sich dieselbe wiederum verliere in den weitläufftigen und vielfältigen Episoden oder zufälligen Stücken, so dem Gedichte eingeschaltet worden. Es finden sich auch Umstände, so diesem vorgegebenen Zweck zuwider lauffen; Ajax würde in der Abwesenheit des Achillis den Hector erleget haben, wenn sich Jupiter nicht drunter gestecket und mit ins Spiel gemenget. Muste denn die Fabel, wenn sie ihre Richtigkeit haben solte, eben von einem Wunder dependiren? Gesetzt auch, es gäbe eine Handlung zu moralischen Betrachtungen Gelegen-

legenheit, so folget nicht, daß der Auctor im Sinne gehabt sie hinein zu legen. Es ist kein Mährigen, so kurtz man es auch vorträget, welches nicht solte eine Wahrheit vorstellen. Ich glaube nicht, daß man eine Handlung erdichten könne, über welche man nicht solle eine gute Reflexion machen können. Solte es der Klugheit allemahl darinne fehl schlagen, so würde man sich fassen, und daraus schliessen, daß die menschliche Klugheit nur Irrthum sey oder zum wenigsten doch nur gar enge Gräntzen habe. Würde das Laster darinne glücklich seyn und obsiegen, so würde es heissen: der Auctor habe wollen zu erkennen geben, daß dieses Leben nicht die Zeit sey, da GOTT Gerechtigkeit ausübe: Solten die Characteres nicht seyn beobachtet worden, solten sie einander zuwider lauffen, so würde man die Ungleichheit der Menschen haben abschildern wollen; ja man hätte sie mit Fleiß so groß gemacht, daß man es desto besser und empfindlicher mercken möchte.

Das allerwahrscheinlichste Absehen des Homeri.

Aus diesen unterschiedlichen Absichten, welche man dem Homero beyleget, lässet sich zum wenigsten so viel schliessen, daß sein Zweck nicht klar und deutlich seyn müsse, und daß, da so viel Gelehrte sich darüber nicht vertragen

gen und einig werden können, noch ietzo zu besorgen, man werde sich vergehen und verfehlen. Ich will mich inzwischen bey keiner Parthey aufhalten, sondern den Homerum selbst zu Rathe ziehen; Last uns ihm nur auf sein Wort glauben; er wird es besser als wir wissen, was er hat thun wollen: **Meine Muse erzehle mir den Zorn des Achillis, welcher den Griechen so viel Unglück gemacht, und so vielen Helden das Leben gekostet.** Dieses sind des Poeten Worte und zugleich sein Zweck. Man muß aber mit den Gelehrten bemercken, daß das Griechische Wort μῆνις, welches wir schlechthin **Zorn** gegeben, einen edlen Zorn bedeutet, und eine heroische Empfindlichkeit und Unwillen anzeiget. (9) **Und diesen heroischen Eifer und Empfin-**

(9) Mir deucht man würde genauer zum Ziel geschossen haben, wenn man das Griechische Wort durch einen unauslöschlichen Haß und hartnäckigen beständigen Zorn übersetzet hätte. Denn μῆνις kömmet von maneo her. Diese Ausdruckung würde auch mit dem IRÆ MEMOR des Virgilii übereinstimmen, wodurch er die beständige Erbossung der Juno wider die Trojaner andeutet; man würde auch besser mit dem Horatio zusammen treffen, der das Sujet der Iliade per PELIDAE STOMACHUM CEDERE NESCII aus-

Empfindung hat Homerus erheben und herausstreichen wollen. Alles was nur in der Iliade vorgehet, führet uns dahin dieses zu bewundern: Aus Zorn und Eifer wider den Agamemnon höret Achilles auf zu streiten; Die Griechen werden in seiner Abwesenheit auf die Schlachtbanck geliefert; Aus Unwillen wider den Hector kehret Achilles wieder zurück in den Streit; Die Trojaner und Hector werden seinem Zorn aufgeopffert. Und so weit fehlets, daß Homerus diesen Zorn wollen verhast machen, daß er vielmehr den Jupiter mit einmenget und ins Spiel bringet, als welcher alles nach Wunsche des Achillis einrichtet. Zürnet er mit den Griechen, so sind sie unglücklich, ist er erbosetwider die Trojaner, so werden sie

---

gedruckt, und dadurch den Zorn des Achillis welcher sich gar nicht legen wollen, zu erkennen gegeben. So weit fehlets, daß Homerus dadurch die Würde seines Helden bewahret, daß er vielmehr dieselbige beleidiget. Denn er stellet den Achillem so zornig vor, und bildet ihn solchergestalt ab, daß er den Agamemnon auf eine ungeziemende Art schwächen lässet, welche nicht allein vor einen Helden, sondern auch vor eine solche Person, welche nur einiger massen ein ehrlicher Mann wäre, schändlich seyn würde.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/65 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

sie aufgerieben und ruiniret. Es geben zwar die Griechen offt ihren Verdruß und Unwillen zu erkennen, wenn sie von dem Achille und seinem unmilden, harten, trotzigen und unbarmhertzigen Wesen reden; aber dieses kommet daher, daß sie dadurch offt zu kurtz kommen, und geschlachtet worden; sie sehen ihn nicht anders an, als diejenigen Götter, so ihnen nicht geneigt sind; Homerus lässet sie nach ihren Passionen reden. Man siehet aber, daß er den Achillem selbst bewundert und im Grunde diesen Zorn so hoch und großmüthig schätzet als den Eifer der Junonis welche aus Rache wider den Pariß die Trojaner will zu Grunde richten, oder als die Entrüstung des Apollinis, welcher das gantze Lager der Griechen schläget, um sich an ihrem Könige zu rächen. Glaube ich also, daß Homerus anfänglich nichts anders im Sinne gehabt als den Zorn des Achillis zu besingen, als welche Sache fähig genug war die Gemüther herbey zu locken und sie in Verwunderung zu setzen; und damit er desto gewisser gienge, und den Griechen desto mehr gefallen möchte, so hat er dieses alles mit solchen Begebenheiten ausgeschmücket, an welchen die Griechen den grösten Antheil hatten; deswegen er eine Beschreibung ihrer Länder beygefüget, ihre Gewohnheiten mit berüh-

berühret, und die Geschichte ihrer Könige und Götter mit eingeschaltet. Ich will gern der Mühe ersparen andere Geheimnisse zu suchen, und trage ich nun viel desto weniger Bedencken, ie mehr ich versichert bin, daß diejenigen, so die Wahrheit darvon wissen, vor denen so sie nicht wissen, eben keinen sonderlichen Vortheil haben. (10)

(10) Um den Zweck der Iliade desto besser einzusehen, und dem Leser handgreifflich zu erkennen zu geben, mit was vor Judicio die Ilias geschrieben sey, und was vor läppische und ungereimte Dinge darinne enthalten, so will ich nur den Anfang aus der Iliade hersetzen: Die Griechen hatten die Chryseis, des Chryses eines Priesters des Apollen Tochter, gefangen bekommen, deswegen dieser den Agamemnon sehnlich bathe, er möchte ihm doch seine Tochter loß geben. Er bekam aber abschlägige Antwort und wurde noch darzu von diesen großmüthigen Helden gewaltig ausgeschändet. Chryses ruffet deswegen seinen Gott um Rache an. Worauf die Pest in dem Lager der Griechen grassiret. Achilles lässet die Helden der Griechen zusammen kommen, und bringet den Calchas dahin, daß er die Ursache der Pestilentz herausaget. Wie nun auf solche Weise Agamemnon die Chryseis los geben muß, so zancket er sich dahero mit dem

Von der Einrichtung des Homerischen Gedichts.

Die Regeln eines Epischen Gedichtes werden aus dem Homero gezogen.

Inzwischen machet man sich mit diesen Entdeckungen so breit, man hält sie so wichtig, daß man alles was man nur beym Homero wahrnimmet, zur unveränderlichen Regel machet. Man will platterdings demjenigen den Nahmen eines Epischen Gedichtes nicht beylegen,

---

Achilles herum und drohet ihm seine Brieseis davor wegzunehmen. Achilles ziehet hierüber sein langes Schwerdt aus, und hätte damit ohn Zweifel den Agamemnon eins versetzet, wenn ihn nicht Minerva bey den Haaren gezupffet und zurück gehalten. Wie sie ihm aber dabey frey lässet den Agamemnon mit Worten wacker anzugreiffen, so heisset er ihn einen Trunckenbold, der Hundes-Augen und das Hertz eines Hirschen habe. Gleichwohl lässet er hernach den Agamemnon seine geliebteste Brieseis abfolgen, heult aber darüber wie eine feige Memme, setzt sich deswegen an das Ufer gantz alleine und klaget seiner Mutter Thetis sein grosses Elende. Diese erscheinet, setzet sich zu ihm, streichelt ihn mit der Hand, und läst ihn sein Schicksal erzeh-

gen, was der Iliade und der Odysseæ nicht gleich siehet; hier giebt man kein Quartier. Es kömmet uns zu statten, daß Homerus diese zwey unterschiedliche Muster uns hinterlassen. Denn dieselbe stellen uns alle Eigenschafften eines solchen Gedichtes vor; Die Handlungen müssen erdichtet und von grosser Wichtigkeit seyn, sie müssen unter Königen vorgehen, eine gewisse Zeit haben, die Götter müssen das ihrige auch mit beytragen, die Erzehlungen müssen eine gewisse Weitläufftigkeit haben. Warum aber? weil dieses das Wesen und die Natur eines Epischen und Lobens würdigen Gedichtes ist. Wie beweiset man aber, daß dieses seine Natur sey? Weil alle diese Eigenschafften sich

len. Hernach gesellet sie ihre Thränen zu den seinigen, giebet ihm den Rath mit den Griechen zu zürnen und ihnen im Kriege nicht mehr beyzustehen. Sie wolle indessen mit dem Jupiter sprechen. Doch muste Thetis 12. Tage warten, weil Jupiter bey den unsträfflichen Mohren zu Gaste gegangen war. Als sie aber ihre Klage endlich vorbringet, sagt dieser, er wolle ihr helffen, sie solle sich aber fortmachen, daß es Juno nicht gewahr würde, weil sie ihn sonst ausfitzen würde. Juno, die ihn belauscht, fänget drauf an: Du Erz-Schelm ꝛc.

in dem Gedichte finden, welches Homerus glücklich verfertiget, ja, was noch mehr, welches Aristoteles gebilliget. Allein diese Folgen sind mehr ein Werck des Vorurtheils als der Vernunfft. Dasjenige, was gefället, schliesset ja andere Mittel eine Sache angenehm zu machen nicht aus. Kan man nicht neue Wege entdecken ohne sich zu verirren?

Wesentliches Stück eines Epischen Gedichtes.

Was mich betrifft, so sehe ich nichts, das dem Epischen Gedichte so wesentlich sey, als die Erzehlung einer eintzigen Handlung, inzwischen aber gilt es mir gleich viel, ob sie groß, beweglich oder bloß angenehm sey, ob sie unter Königen oder unter andern, so diesen hohen Rang nicht haben, vorgehet. Es macht wenig, ob man Wunder mit einmischet, oder ob man sich mit natürlichen Ursachen vergnüget. Dieser Unterscheid macht wohl neue Species, welche doch aber ihr Genus nicht verändern: Die Pharsalia Lucani und le Lutrin des Boileau sind eben so wohl Epische Gedichte als die Ilias. Gesetzt auch es wären alle Dinge in diesen Wercken gleich, so stünde uns doch frey eines darunter auszuwehlen, das uns vor den andern gefiele und anstünde. Wenn man nur so weit nicht verfällt, daß

man

man denjenigen, der einen ungleichen und andern Geschmack hat, vor unwissend und unverständig hält. Ich weiß eben nicht, warum ich ein Gedicht so eingeschränckt, daß in demselben nur eine einige Handlung müsse vorgestellet werden. Vielleicht würde es ebenfals vernünfftig seyn, wenn man das gantze Leben eines Helden vornehme, und darinne seine Kunst sehen liesse, und es mit allerhand Schönheiten und poetischen Einfällen ausschmückete. Aus welchem Grunde würde man wohl ein solches Werck mißbilligen können? Was würde man vor Ursachen haben es zu verwerffen? Es würde ja ein Muster seyn des gantzen menschlichen Lebens; Jedes Alter, und ieder Stand würde daraus Lehren und guten Unterricht nehmen können. Warum wolte man sich wegern ein solches Werck ein Episches Gedicht zu nennen, es wäre denn Sache, daß man ihm noch einen bessern Nahmen aussuchen und beylegen wolte. Ich glaube es bestehe in unser Willkühr, was man vor eine Materie zu einem Gedichte erkiesen, und was man demselben vor eine Form oder Gestalt geben wolle. Man mag aber wehlen, was man will, so muß doch das wesentliche Stücke dessen in acht genommen werden; Dieses bestehet darinne, daß man allezeit in ei-

nem gewissen Stücke suche zu gefallen; dieses aber wird bewerckstelliget, wenn man das Gemüth entweder durch wichtige Begebenheiten suchet zu unterhalten, oder durch die Passionen der Personen, so man ins Spiel führet, zu rühren trachtet, oder wenn man sich bloß bemühet durch mannigfaltige und angenehme Dinge Vergnügen, Ergötzlichkeit und Veränderung zu machen. Es gilt gleich viel, wenn man nur zu seinem Zweck gelanget. Ein Gedichte, welches alle diese Vortheile in sich fassete, und welches ausser dem, daß es gefiele, auch gute Lehren mit einflössete, würde ohne Zweifel den Vorzug verdienen. Doch dürffte auch dessen Einrichtung vor keine unverletzliche und unveränderliche Regel uns vorgeschrieben und ausgegeben werden, weil vielleicht noch andere Wege vorhanden, wodurch man zu eben den Zweck und Ziel gelangen kan. (11)

Von

(11) In dem gantzen Streit von dem Carmine Epico ist nichts reelles. Es kömmet auf die Beschreibung des Wortes an. Dieser nennet das ein Carmen heroicum, welches der ander nicht dafür paßiren lässet. Dieser will nur eine einige Handlung in diesem Gedichte vorgestellet wissen, jener erkieset mehr als eine eclatante That, wandert das gantze Leben seines Helden durch, daß man daraus viel ange-

Von der besondern Kunst des Homeri.

Wir haben überhaupt gesehen, was des Homeri Zweck gewesen, nun müssen wir beschauen, wie er seine Kunst be-

nehmes und geschicktes lerne. Es kömmet hier auf eines ieden seinen besondern gout an. Es ist eine willkührliche Sache. Fast alle, so von der Gedicht-Kunst geschrieben, haben dieselbe nach dem Fusse des Aristotelis eingerichtet, und sich von demselben Gesetze fürschreiben lassen. Jul. Cæs. Scaliger wird vor den besten und vollständigsten Autorem gehalten, so von der Dicht-Kunst geschrieben; allein er gehet doch auch nicht dieses Vorwurfes quit. Er hat aus allzugrosser Hochachtung gegen die Alten zuweilen da Kunst, Schönheit und Geheimnisse gesucht, wo die Poeten selbst wohl nichts in der Absicht gehabt. Von des Vossii Institutionibus Poëticis ist eben dergleichen zu bemercken. Mr. Dacier hat des Aristotelis artem poëticam übersetzet und mit Anmerckungen erläutert; welches Buch zwar von der Dicht-Kunst einen justen Begriff giebet, er hat doch aber in allen den Aristotelem gerechtfertiget und vor dessen grossen Schiff die Seegel gestrichen. Des Torquato Tasso Discorsi del

wiesen und ins Werck gerichtet, und was er vor Mittel angewendet um seine Leser in der Auffmercksamkeit zu unterhalten. Alles was er darinne

Poëma heroico, so zu Venedig 1587. in 4. ediret und von dem Morhoff so hochgeschätzet worden, sind sehr Lesens-werth. Der P. le Moyne hat eine Dissertation seinem Epischen Gedicht St. Loüis genannt, vorgesetzet, darinnen er die Haupt-Regeln dieser Heroischen Dichtereyen kurtz und angenehm vorträget. Sie ist im Anfange seiner Oeuvres poëtiques zu finden, so zu Paris in fol. 1671. zum vierdtenmahl gedruckt worden. Er hat darinne den Homerum nicht menagiret, und ist in unterschiedlichen, unsern M. de la Motte vorgegangen. Wer aber von den Gesetzen eines Gedichtes will accurat instruiret seyn, der kan am kürtzesten davon kommen, wenn er des P. Bossu traité du poëme Epique, so zu Paris 1693. heraus kommen, und im Haag mit Anmerckungen und dem Leben des Auctoris 1714. wieder aufgeleget worden, conferiret. Alle diese Regeln, die diese und unzehlige andere Auctores mehr von der Materie und Form eines solchen Gedichtes vorschreiben, beweisen weiter nichts, als daß die Façon derer, so sich darnach beqvemen, nicht gantz unvernünfftig sey. Das aber haben sie noch nicht klugen Leuten überreden können,

inne thun wollen, scheinet meines Erachtens dahin auszulauffen, daß er dem Leser eine Begierde erwecken, ihn in eine Bewegung bringen und in Verwunderung setzen wollen.

daß wer davon abgienge, kein solcher guter Poet sey und von dem Parnasso abmarchiren müsse. Es sind ja unterschiedliche Arten eines solchen Gedichtes, wie unser Autor gar wohl erinnert, welcher auch von diesen Dingen vernünfftiger geschrieben, als alle abgöttische Anbeter der alten Fabeln und alt-vetterischen Fratzen. Diesen will ich mir in diesem Stücke erwehlen, er giebt treffliche Begriffe von der poetischen Kunst, und zeiget dabey den Verderb der albern Poeten an. Weiter kan ich mich darum nicht bekümmern. Ich lasse die Gelehrten freundlich und eiferig, klug und alber über die Schönheiten und Mängel eines solchen Gedichtes disputiren. Der Poeten Land ist voller Fantasten. Dieser will in der Epopée nur bloß einen Helden haben, der andere vergönnet auch einer Heldinne einen Raum. Wiederum ein ander denckt es müsse ein heydnischer und glücklicher Conquerant in einem solchen künstlichen Uhrwerck sich bewegen. Andere wollen keine Friedens-Handlungen in einem Gedicht leiden. Sie haben deswegen des Marino Adonis aus der Anzahl heroischer Gedichte gestossen und ihn

Mittel dem Leser eine Begierde zu machen.

Um die Leser auf seine Gedichte erpicht und begierig zu machen, hat Homerus eine solche Sache erkieset, woran das Volck den grösten Antheil hat, und welche die Gemüther unter den Hauffen der schlechten Dichter geseket. Sie wollen nichts als eclatante Krieges-Thaten hervorbringen. Alles dieses ist aus abergläubischer Ehrerbietung gegen die Alten entstanden. Ich meyne man könne auch gar füglich eine Friedens-That erwehlen. Der Chapelain hat es in der Vorrede seiner Pucelle d' Orleans vertheidiget. Ich sehe auch keine Ursache, warum ein heroischer Dichter nicht die großmüthige Aufführung Davids gegen den ihn verfolgenden Saul, oder den vernünfftigen Abschied des Socratis aus dieser Welt zu der Materie seines Gedichts erkiesen könte. Gerad, als wenn nicht so viel Hertz und Muth erfordert würde, allerhand Verdrießlichkeiten und Verschmähungen zu vertragen, als im Kriege den Sarras auszuziehen. Das macht, die Menschen lassen sich durch den eclat des Krieges blenden und sich durch des Aristotelis Sitten-Lehre verführen. Denn nach dieser führet unter den Tugenden die Krieges-Tapfferkeit den Trup und der gröste Räuber ist ein Held.

ther zu rühren und einzunehmen fähig ist: Denn gantz Griechenland ist hier in den Waffen; es setzet über das Meer, um ein Königreich, welches in seinem blühenden Zustande ist, übern Haufen zu werffen. Zwar, wenn man weiter hinaufsteiget, so findet man, daß der gantze Streit eine entführte Frau betrifft; wenn man die Sache beym Lichte besiehet, so sind die Griechen fast eben solche Narren, als die Trojaner: Jene erschöpffen ihre Staaten, um die entführte wieder zu erlangen; diese gehen zu Grunde, weil sie dieselbe nicht wieder heraus geben wollen. So geringe aber als diese Ursache war, so wahrscheinlich kam sie doch den Griechen vor; ja es braucht offt nicht mehr als dieses, wenn Königreiche sollen umgekehret werden. Das point d' honneur hatte auch damahlen schon die Oberhand; sowol die Griechen als die Trojaner hatten ihr blosses Absehen auf die Ehre. Jene meyneten derselben geschehe Abbruch, wenn sie die Helenam nicht mit dem Degen in der Faust wieder herausforderten; und diese hielten es ihrer Reputation sehr nachtheilig zu seyn, daß sie dieselbe wiederum herausgeben solten. Daher muste es nothwendig zum Handgemenge kommen, und konte es nicht anders seyn, sie musten sich mit einander schlagen. Konte Homerus

merus wohl eine Sache erdencken, welche allen so angieng, und der sie alle sich so anzunehmen hatten? Es war ein Glück vor ihn, daß das damahlige Gerücht ihm noch darzu in diesem Stücke wohl zu statten kam; denn es ist zu vermuthen, daß dergleichen Reden damahls unter dem Volck im Schwange gegangen; und Homerus ließ auch nicht eine Begebenheit aus, darbey er sich zum voraus der guten Meynung seiner Zuhörer versichern konte.

Mittel zu bewegen.

Homerus hat es nicht bewenden lassen die Gemüther zu unterhalten, er hat sie auch in Bewegung setzen wollen. Um darinne wohl fortzukommen, so hat er die Leidenschafften auf eine lebhaffte Art abgebildet und die natürliche Neigungen auf die allerem pfindlichste Weise vorgestellt; er hat sie so zu sagen recht vor Augen geleget, ihnen die besten Farben und Anstriche ja seinem Gedicht Leben und Bewegung gegeben. Daher führet er seine Personen, so in diesem Schauspiel agiren, fast allezeit redend ein, und suchet dadurch seine Gedichte auszuzieren. Denn Homerus merckte wohl, daß es ein grosser Unterscheid sey, wenn man den Verstand und Inhalt einer Rede erzehle, als wenn man sie selbst halten lasse. Wenn der Poet bloß ihre Neigungen erzehlet,

so

so würden sie nicht so hefftig, sondern gantz kaltsinnig und frostig geschienen haben; wenn ich aber die Person selbst höre und die Passion so zu sagen von der ersten Hand empfange, so nehme ich derselben Neigung an, die Apostrophe und andere Figuren blenden mich, ich vergesse den Poeten, ich höre und sehe sonst nichts, als die Agenten, die er mir in diesen Schauspiel aufführet und reden lässet.

Mittel in Verwunderung zu setzen.

Um die Gemüther stutzig zu machen und sie in Verwunderung zu setzen, hat er ausserordentliche und wunderbare Dinge darzu angewendet. Der gantze Himmel wird über diese Handlung in Bewegung gebracht; Die Griechen und Trojaner haben ihre Götter, welche sie als Häupter über sich erkieset haben. Hier werden keine Wunder-Zeichen geschonet. Es regnet Blut, die Felder werden schleunig überschwemmet; es entstehen unverhoffte Feuers-Brünste; die Pferde sprechen, die Dreyfüsse gehen gantz allein in die Versammlung der Götter; die güldenen Säulen regen sich und gedencken; alles dieses kostet dem Homero nichts; und so begierig und erpicht als auch sein Seculum auf die Fabeln war, so fand es doch hier sein völliges Vergnügen. Der Homerus selbst ist

auf

auf seiner Seite nicht weniger zufrieden, daß er nach seinem Wunsche den Leser in Verwunderung gebracht; allein er hat noch einen andern Kunst-Griff vergessen und verabsäumet, welcher mehr Geschicklichkeit erfordert, und mir von grösserer Wichtigkeit und Nachdruck zu seyn scheinet. Diese Kunst aber bestehet darinne, daß man zwar zu den Begebenheiten eine Vorbereitung machet, nicht aber dieselbe vorhero einsehen lässet, dergestalt, daß wenn sie nun geschehen, man in Verwunderung gebracht wird, und nachdem die Sache abgelauffen, entweder eine lebhaffte Freude oder einen empfindlichen Schmertzen empfindet. Dergleichen aber würde sich nicht ereignen, wenn man eine Sache zuvor gesehen und eingeschauet. So weit fehlets, daß Homerus diesen Kunst-Griff in acht genommen, daß er ihn vielmehr mit Fleiß weggelassen und hindangesetzet; er läst es noch nicht einmahl dabey bewenden, daß er die Gemüther vorher zu denen Begebnissen zubereitet, er verkündiget sie gar zuvor ohne Behutsamkeit. Und dieses thut er nicht einmahl sondern offt, damit er sie recht vor Augen stellen möchte. Wenn sich die Armeen in den Streit begeben, so weiß man wer den kürtzern ziehen und wer Vortheile erlangen wird; fechten zwey Helden mit einander,

ander, so weiß man wer unterliegen oder wer obsiegen wird. Vor keinem darff man was fürchten oder hoffen. Jupiter selbst um sich mit seiner Vorhersehung breit zu machen, und seine Macht sehen zu lassen, erzehlet den Göttern kürtzlich, wie der gantze Handel ablauffen werde. Und wenn uns die wesentlichen Punckte schon vorhero bekant sind, so kan es uns leicht in den Sinn kommen, es dabey bewenden zu lassen; und das Buch kaum zuzumachen, können wir uns entschliessen alle Umstände und Kleinigkeiten zu vernehmen, woran uns wenig gelegen, weil wir das hauptsächlichste schon wissen; dahero tragen wir Bedencken weiter fort zu lesen. Zwar giebet man vor, daß der Nachdruck des Gedichtes es also erfordere. Denn es hat mit dem Vorurtheil solche Bewandniß, daß es nicht allein die Griffe des Homeri nicht mißbilliget, sondern so gar sich dieselbe zu solchen Regeln vorstellet, welche keine Ausnahme leiden; ja es gehet so weit, daß es alle Kunst nach der Methode des Homeri eingerichtet und die Natur und das Wesen der Dinge darnach abmisset. Homerus hat in seinem Gedicht nichts ermangeln lassen, um durch Wunder-würdige und allen angehende Dinge eine lebhaffte Eindruckung in den Hertzen der Leser zu verursachen, darum sind

alle

alle Arten die Leute durch unvermuthete und nicht vorhergesehene Begebnisse sie stutzig zu machen, vor kindisch zu achten? Darum erfordert es die Natur des Gedichts sie zu verwerffen? Sehet so lassen sich diejenigen vernehmen, so in Vorurtheilen stecken, so übel schliessen sie. Wenn man aber, statt die Einrichtung des Homerischen Wercks zu prüfen, die Natur des Menschen untersuchte, so würde ein gantz widriges Urtheil heraus kommen. Denn es findet sich in dem menschlichen Hertzen nur ein gewisses Maaß der Empfindlichkeit; Die Vorhersehung derjenigen Begebnisse, so uns angehen, erschöpffen es nach und nach, dergestalt, daß wenn sie geschehen, eine schwache Eindrückung thun. Wenn man sie aber nicht vermuthet noch vorhero den gantzen Verlauff der Sachen weiß, so wird das Hertz stärcker beweget und getroffen. Dahero muß man an sich halten, und den Leser in einer angenehmen Unruhe, Neugierigkeit und Zweifel lassen, wie doch es endlich noch mit den Personen, an deren Zustande wir Antheil nehmen, und den Begebnissen ablauffen werde. Wenn man aber statt dessen so klare Vorbereitungen machet, ja so gar plat heraus gehet und vorhersaget, was sich begeben soll, so lässet die Begierde nach, und die Empfindlichkeit wird stumpff.

Man

Man muß sich gleichfals mehr an die Natur des Menschen als an den Homerum selbst halten, wenn man in einem Gedichte das richtige Maaß und Mittel in den wahrscheinlichen und Wunder-würdigen Dingen treffen und beyden wahrhaffte Gräntzen setzen will. Was den Menschen rühren soll, das muß er glauben; ein Poet soll dahero nur solche Dinge vortragen, welche zu glauben stehen und welche zum wenigsten den Schein der Wahrheit haben. Dasjenige was der Mensch bewundern soll, das muß ihm aussерordentlich vorkommen, dahero soll ein Poet nur solche Dinge vorstellen, welche ausser der gemeinen Ordnung sind. Und damit er diese zwey widereinander zu lauffen scheinende Dinge vereinbare, so muß er denen Wunder-würdigen Dingen alle Anstriche der Wahrheit geben; und dieses muß er durch so wahrscheinliche Vorbereitungen zu bewerckstelligen suchen, daß die Wunder selbst, wodurch er das Gemüth rühren will, daraus zu folgen scheinen. Darinne muß er aber diese Gleichheit halten, daß auf solche Vorbereitungen besondere Begebnisse sich ereignen, dergestalt macht er sie glaublich und verursachet, daß man darüber stutzet und sich verwundert. Sehet, darauf kömmt es meinem Bedüncken an, wenn man das wahrschein-

scheinliche und bewunderns-würdige will mit einander vereinigen. Es ist aber was willkührliches, wie man dieses Principium anzuwenden habe. Die Sitten, Gewohnheiten und Meynungen der Menschen sind unterschieden. Und dieser Unterscheid machet ein besonder Wunder-würdiges, und unterschiedliche Wahrscheinlichkeiten; also könte ein Gedicht in einem Lande vortrefflich seyn, welches anderswo sehr schlecht hin stünde, weil diejenigen Dinge, so in diesem Lande hochgeschätzet in einem andern gering gehalten werden. Nur kommet es darauf an, daß man den rechten Punckt treffe und genau bemercke, wie weit man gehen und auf die Leichtgläubigkeit seiner Leser seine Rechnung machen könne, und daß man seine Freyheit nach ihrer Erkäntniß richte. Würde es wohl vernünfftig seyn, wenn man vollkommenen Männern durch eben die Dichtereyen, wormit man die Kinder vergnüget, wolte eine Ergötzlichkeit und Zeit-Vertreib machen? (12)

Von

(12) Die Griechen waren Anfangs Kinder, das ist, eitle und einfältige Leute: Ein gewisser Aegyptier sagte dem Solon ins Gesicht: Vos græci semper pueri estis. Ihre ersten Philosophen waren Poeten, welche die natürliche Wahrheiten mit ihren eigenen Erfindungen

Von den Göttern.

DIe Griechen müssen noch schwache Kinder gewesen seyn, daß sie so mit des Homeri Göttern zufrieden gewesen; denn

vermengeten; sie durfften den ruden Gemüthern nichts ernsthafftes und vernünfftiges vorsagen; denn dieses würde sie abgeschreckt haben, darum wurde ihnen vorgepfiffen, vorgesungen und dabey vorgelogen. Die Poeten wusten wohl, daß die Donner-Keulen des Jovis, der Drey-Zancke des Neptuni, der Amboß des Vulcani erdichtete Mährigen waren. Aber sie brauchten diese Masque zu ihrem damahligen Zweck, und schläfferten den Peuple unter solchen Gesängen ein, der sich nach vielen Seculis nicht wieder besinnen konte, und in seiner Theologie allerhand abentheuerliche Gesichter sahe, und sich von der Religion allerley närrische Einbildungen machte. Siehe Burnet Arch. Philos. Cap. IX. Nichts desto weniger ist man doch heutiges Tages noch in solche Kindereyen verliebet, und ruffet die heydnische Gottheiten in Versen an; da es doch nach der Erinnerung unsers Auctoris unvernünfftig ist, vollkommne Männer mit einem Kinder-Spiel zu vergnügen. Es ist zu bedauren, daß man noch ietzo die Jugend so anführet, daß sie die Gottheiten überall in ihre Ge-

man mag sagen was man will, so hat er barmhertzige und elende Götter aufgeführet, wenn man sie auf allen Seiten betrachtet.

Denn

dichte mit einmischet, und daß man diejenigen in die Zahl der schlechten Dichter setzet, welche ihre Verse mit diesem Räuchwerck nicht anfüllen. Ich habe einen solchen Lehrmeister gehabt. Kein Carmen war ihm nach dem Geschmack, wenn nicht der Phœbus auf allen Blättern stund. Wurde einem zur Geburth eines Sohnes graculiret, so muste die Lucina herhalten, dieser musten wir Danck abstatten, daß sie das ihrige dabey so wohl verrichtet. Es ist zu bejammern, daß man mit solchen Sotisen aufgezogen kommet, da man doch bedencken solte, daß sich der Geschmack und Lust zu solchen alten Dingen längst verlohren, und man als ein Christ überzeuget seyn solle, daß es dem Christenthum nicht anständig die heydnischen Hirn-Götzen anzuruffen. Und dennoch sind so viel in dieselbe charmiret, daß sie kein Gedichte anfangen, wenn sie nicht zuvor den Phœbum als den himmlischen Vater angeruffen, er wolle sie zu Söhnen annehmen, und ihre Sinne auf der Parnaßischen Schleiffmühle schärffen, und von göttlicher Raserey anfeuren. Bald gebieten sie dem geflügelten Pegasus eilends nach dem costalischen Brunnen zu fliegen, selbigen

Denn was sind das vor Götter, welche nicht einmahl den Menschen gemacht haben; welche, wie er, in der Folge der Zeit gebohren, und sich nach Art

Elend der Götter.

zu eröffnen, wieder zurück zu kommen, und sie selbst dahin in die Bügel zu nehmen, um ihre Sinne daraus zu befeuchten. Bald ruffen sie den Jupiter selbst an ihnen ein halb Dutzend Donner-Keile zu überlassen, mit selbigen auf ihrer Feinde Köpffe zu spielen. Viele machen sich mit diesen Kindereyen breit und meynen hiermit ihren ausgewetzten poetischen Verstand an den Tag zu legen, da sie doch dadurch vielmehr ihre unbesonnene Narrheit der Welt vor Augen stellen. Zwar werffen die Phœbus-Söhne ein, daß sie gnugsam wüsten, daß die heydnischen Götter Chimæren wären, sie suchten nur darinne ihren Verstand zu schärffen und den alten Poeten nachzuahmen. Allein giebt es keine andere Arten zu poëtisiren? Kan man nicht durch reine und untadelhaffte Gedichte die Fähigkeit seines Verstandes prüfen? Muß man eben zu solchen Hirn-Bruten seine Zuflucht nehmen, welche verdienen, daß sie aus allen Christlichen Schulen ausgebannet werden. Siehe das Buch der Edelmann genannt, so zu Lüneburg 1696. herauskommen, und viel merckwürdige Dinge in sich hält, und auch mir Gelegenheit

der menschlichen Geschlechter vermehret? Götter, so allerhand Schwachheiten und Schmertzen sind unterworffen gewesen? Götter, so offt von den Menschen selbst verwundet worden, die ein Geschrey erheben, Thränen vergiessen, matt werden, in Ohnmacht fallen, ja gar Aertzte haben? Und damit diesen unnatürlichen, entsetzlichen Meynungen von der Gottheit nichts fehlen möge, so lässet er uns gleichsam als durch einen Spalt erblicken und mercken, daß seine Götter nicht unsterblich sind. Mancher Gott hat die äusserste Gefahr vor Augen gesehen; er hat gemeynet er würde darinne umkommen; seine Furcht

---

gegeben mich so auszudrucken. Arnold ist deswegen auf den Melanchton übel zu sprechen der verursacht, daß Evangelische Seribenten die heydnische Götzen ordentlich angeruffen und in eine schändliche Abgötterey gefallen. Auch die orthodoxen Poeten hatten nicht einmahl den wahren GOtt zu nennen gewürdiget, geschweige von Hertzen geehret sondern an dessen statt den alten Teufeln der Heyden geopffert. Wer davor einen Abscheu und Eckel bekommen will, der lese nur unsers Autoris Capitel von den Göttern, da wird man sehen, was sie vor Bursche gewesen.

Furcht war traun auch nicht vergeblich, er würde würcklich ohne Beystand, welchen der Poet sorgfältig anzeiget, umkommen seyn (13)

Laster der Götter.

Betrachtet man diese Götter an Seiten des Erkäntnisses und des Willens, so haben sie alle unsere Schwachheiten und alle unsere Laster: Sie wissen nicht was sich begeben wird, sie sind unbeständig in ihrem Verlangen, unvorsichtig in ihren Vorhaben, unbillig und ungerecht in ihren Handlungen und Thaten; sie lassen sich von einander überrumpeln und hintergehen; den Jupiter selbst nehme ich darunter nicht aus; sie erzürnen sich und lassen sich auch wieder begütigen, bloß aus Eigensinn wie die Kinder; sie drohen einander ohne Unterscheid, ob gleich ihre

(13) Was seine Götter vor schwache ohnmächtige Götter gewesen seyn, darvon zeuget wohl das 5. Buch der Iliade am deutlichsten, daher ich dieses aus selbigen noch hinzufügen will. Der Diomedes schlägt dem Mars und der Venus die Haut so voll, daß sie nach dem Himmel flüchten, und sich von des Jupiters Barbier dem Peon müssen verbinden lassen. Schöne Gedancken, daß der mächtige Mars, den man in allen Streiten zu Hülffe ruffet, von einem Menschen Püffe krieget, und das Hasen-Panier aufschläget.

Kräffte so weit nicht reichen es in der That zu bewerckstelligen; sie rächen sich mit Unsinnigkeit und Raserey; aus der Gerechtigkeit machen sie kein sonderliches Wesen, sie lassen dieselbe den schwachen Menschen über; und deswegen steigen ihnen keine unruhige Gedancken auf; keine Gewissens-Angst fichtet sie an; nicht als wenn die Billigkeit ihnen angebohren und gleichsam ihre Natur wäre, sondern weil sie sich einen Ruhm draus machen, wenn sie alles ohne Unterscheid ihren Leidenschafften aufopffern können.

Verwirrter Begriff von dem Verhängniß.

Man wird mir vielleicht einwenden, daß Homerus ja ein göttliches Verhängniß zugebe, und daß der Begriff, welchen er davon gemacht, gnugsam zu erkennen gebe, wie er sich eine obere Gottheit habe vorgestellet. Allein so eine gute Absicht man auch haben möge, so wird man schwerlich damit auskommen. Denn dieses Verhängniß ist nichts anders als eine blinde Fatalité, oder besser zu reden, die Verbindung selbst der Begebenheiten, welche von keiner göttlichen Vorsehung, so sie zum gewissen Zweck geordnet, herrühren. Es erhellet auch sonst eben nicht, daß Homerus einen beständigen und gewissen Begriff von dieser ersten Ursache

che solle gehabt haben. Bald stellet er sich dieselbe als nothwendig und unveränderlich vor, weil die gantze Macht und Hoheit des Jupiter nur so weit sich erstrecket, daß er zwar die Begebenheiten vorhero siehet, sie aber doch nicht hindern kan, sondern sie mit dem grösten Verdruß und Unwillen muß geschehen lassen: Bald aber hat er davon gantz andere Gedancken und Begriffe; bildet sich ein diese erste Ursache sey veränderlich und dependire von andern. Denn er giebet ja in vielen Zufällen vor, es wäre zu besorgen gewesen, daß die Verordnung des Verhängnisses nicht vollzogen worden; welches sich denn auch offt zugetragen; Homerus hat sich selbst darinne vergangen, daß er dieses würcklich setzet und anzeiget. (14)

(14) Ich füge hinzu, daß Homerus von den Göttern verwirrte und einander widersprechende Begriffe gegeben. Die Partisans des Homeri glauben, daß die Macht des Jupiter in der Iliade vorgestellet worden. Man wird aber gantz anders Sinnes werden, wenn man in dem ersten Buche lieset, daß Jupiter bald wäre um seinen Thron gekommen, wo ihm die Thetis und der Riese Briaræus, der ja nicht einmahl ein Gott war, ihm nicht aus der Affaire geholffen. An einem andern Orte aber sagte Neptunus zu der Juno, welche ihm an-

Die gescheidesten und erleuchtesten Heyden haben gar wohl gemerckt, daß dergleichen Begriffe und Vorstellungen von den Göttern närrisch und läppisch seyn. Der berühmte Meister der alten Rede-Kunst Longinus hat diese Gedancken davon: Es hätte Homero gefallen aus denen Menschen, so Troja belagert, lauter Götter, hingegen aus diesen blosse Menschen zu machen. Der kluge und in der Welt-Weisheit geübte Redner Cicero hat sich ausdrücklich erkläret, daß Homerus besser gethan, wenn er die Menschen so hoch als die Götter erhoben, als daß er die Götter so tieff als die Menschen erniedriget. Aber wie weit gehet nicht die Begierde einen Auctorem zu rechtfertigen, wenn man Interesse zu haben vermeynet, denselben ohne Fehler zu finden? Man will entweder den Schimpff nicht haben, daß man zu viele Zeit damit zugebracht, oder man will sich nicht selbst widersprechen, und dem Homero, welchen er vor-

---

lieget, er soll sich mit ihr einlassen und wider den Jupiter verbinden, daß dieser Gott stärcker wäre als alle Götter zusammen. Dieses klinget gantz anders als das vorige. Wie will man diese Meynungen vereinigen? Von diesen Widersprechungen siehe die 38te Anmerckung.

vorhero offt aus geringen Ursachen so bewundert, Fehler beylegen. Es ist zu verwundern, daß Christliche, vernünfftige und sonst andächtige Auctores so weit sich vergangen, daß sie diese Götter wieder in vorigen Credit und Hochachtung bringen und ihr Gedächtniß erneuern wollen, da sie doch nicht allemahl vor ihren eigenen Anbetern Gnade gefunden haben. Vielleicht würde man über diesen Punct hinwischen, wenn er nicht einen allzugrossen und mercklichen Theil des Homerischen Wercks ausmachte. Allein wie wollen diejenigen mit uns übereintreffen, welche in ihrer Meynung, daß der Homerus göttlich sey, hartnäckig verharren; wie wollen sie zugeben, daß er zum öfftern nicht einmahl vernünfftig sey.

Vergebliche Vertheidigung der Homerischen Götter.

Ehe man hierinne Beyfall geben wollen, hat man lieber die grösten Subtilitäten herfürgesucht und die lächerlichsten Einfälle angenommen. (15) Ich weiß nicht, was man durch deren Beyhülffe nicht rechtfertigen solte. Man giebet vor, daß der Hauffe der Götter, so in der Iliade vor-

(15) Siehe den Basnage am angeführten Orte, und die Observat. Hal. Tom. III. Obs. 1. §. VIII. seq.

vorkommen, der Einigkeit einer obersten Gewalt nicht entgegen stehe; es wären nur unterschiedene Eigenschafften derselben; der Poete habe ihnen nur deswegen Personen angedichtet, damit auf solche Weise die Menschen sich die göttlichen Würckungen recht vorstellen und einbilden möchten; er habe sich nach ihrer Einbildung gerichtet und beqvemet. Diese Regel ist zwar bald gemacht; dieser Satz ist geschwinde verfertiget. Man würde auch in der That damit vielen Dingen abhelffen, und viele Schwürigkeiten heben können. Nur ist es Schade, daß man in der Application nicht damit fortkommen kan. Man verknüpffe doch hiermit, wenn man kan, den hartnäckigen Haß der Juno wider den Jupiter, man vergleiche doch hiermit die unvernünfftige Rache, welche Jupiter an der Juno ausübet; Man halte doch dagegen die Vorwürffe, welche auch die weisesten Götter dem Jupiter selbst thun, indem sie ihm seine Ungerechtigkeit aufrücken; mit einem Worte, man reime doch hiermit zusammen die öfftern Empörungen der andern Götter wider den Jupiter selbst. Wenn man so die Sache ermisset, so wird man in der Iliade gar offte antreffen, daß die Eigenschafften sich wider ihr gemeines Wesen empören, man wird befinden, daß die

die Leidenschafften in des Menschen Hertz keine grössere Unruhe erwecken, als die göttlichen Eigenschafften in der Seele des Jupiter verursachen.

Weil man nun hiermit nicht gar zu wohl fortkommen kan, sondern hier und dar anstösset, so nimmet man die Allegorie und verblümte Reden zu Hülffe, und will sich vermittelst derselben aus der Schlinge ziehen; ja man gehet so weit, daß man eine ärgerliche Vergleichung zwischen den heiligen Büchern und Homerischen Einbildungen anstellet. (16) Ich habe nur ein paar Worte hierbey zu erinnern und dieser Gegeneinanderhaltung entgegen zu setzen, weil ich Bedencken trage mich länger darbey aufzuhalten. Die wahrhafftigen Kennezeichen und Eigenschafften der Gottheit sind in so vielen Stellen der Schrifft dergestalt zum Grunde geleget, daß wenn die heiligen Scribenten sich der Figuren bedienen, so erkennet man alsobald, wovor man sie anzusehen habe, und was sie gelten sollen. Aber in dem Homero sind diese vermeynte Figuren die Principia selbst; und findet man darinne auch sonst nichts, welches uns etwan erinnere,

(16) Hier hat unser Auctor vor andern die Mad. Dacier in der Absicht gehabt. Siehe oben die 5te Anmerckung.

nere, daß wir sie nicht nach dem blossen Worte Verstande anzunehmen hätten. (17) Ich besinne mich einsten den Mr. Despreaux gefraget zu haben, woher es komme, daß Homerus so närrische und unanständige Götter aufgeführet. Er würdigte dieselben nicht so viel, daß er sie durch den gemeinen Schlen-

Besondere Meynung des Mr. Despreaux.

(17) Die Allegorie ist ein grosses Meer, welches nicht allein des Homeri Thorheiten, sondern auch die extravagantesten Dinge der Auctorum verschlucket. Und darum wollen auch die Homeristen des Homeri Alfantzereyen darinne versencken. Wer aber dem bon sens keinen Scheide-Brief gegeben, der wird sich damit nicht abspeisen lassen. Die Allegorie muß so beschaffen seyn, daß sie dem Leser nichts anstößiges ins Gesicht stellet. Von demjenigen Autore ist nicht viel zu halten, in welchen man ohne Commentario nicht weit fortkommen kan, und da man immer Maximen und allerhand Quodlibets bey der Hand haben muß, um dessen Contradictiones und Extravagantien zu justificiren. Gesetzt es wäre auch damahls der Geschmack zu solchen Allegorien gewesen, so hatte Homerus eben nicht nöthig, solche zu brauchen, die den Schein der Gottlosigkeit haben und einen vernünfftigen Leser choquiren.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/96 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Schlendrian und vermittelst der Allegorien rechtfertigte, sondern sagte mir im Vertrauen seine eigene Meynung, welche er nicht public machen wollen, ob er wohl davon überzeuget gewesen. Sie bestunde aber darinne: der Homerus hätte sich besorget, er möchte durch die traurigen Vorstellungen den Leser verdrießlich machen, indem er an Seiten der Menschen nur Scharmützel und Schlachten zu erzehlen, traurige Begebenheiten vorzustellen, und unglückliche Passiones abzuschildern gehabt; dahero hätte er wollen was lustiges mit einmischen, welches er auch mit Unkosten der Götter gethan, welche ihre Comœdien immer darzwischen spieleten und ihre lustige Aufzüge macheten, damit sich der Leser wieder erholen könte, welcher durch die stetswährenden Scharmützel abgeschreckt und verdrießlich worden. Es würde mir leicht seyn zu zeigen, daß dieser Begriff den Fehler des Homeri mehr vergrössere als entschuldige; denn man macht ihn dadurch zu einem Gottlosen, welches ihm wenig Vortheil bringet und ihn nicht angenehmer machet. Ich will mich aber dabey nicht aufhalten, sondern vielmehr zu einer Betrachtung fortschreiten, welche mir von grösserer Wichtigkeit zu seyn scheinet. (18)

Die

(18) Ehe ich mit unserm Auctore weiter gehe, will

Zweyerley Arten gelehrte Schrifften und Wercke zu beurtheilen.

Die Urtheile, so die Menschen von gelehrten Wercken und Schriften fällen, sind zweyerley Gattung. Das eine fällen sie öffentlich, das andere heimlich; mit dem einen machen sie ein groß Aufheben und Wesen, mit dem andern lassen sie sich nicht heraus, behalten es vor sich und

---

ich noch einige läppische Vorstellungen und viirliche Aufzüge der Götter des Homeri hinzufügen. In dem ersten Buch der Iliade gegen dem Ende bietet Jupiter seiner Gemahlin der Juno Ohrfeigen an, welches ein recht Götter-würdiges Traitement. Ihr lieber Sohn Vulcanus besänfftiget sie mit einem Becher Wein, und erzehlet ihr, wie ihn sein Vater vom Himmel geworffen, daß er darüber den Schenckel gebrochen, worüber sie hertzlich lacht. Im 14. Buch will Jupiter seiner Gemahlin der Juno grössere Begierde zum Beyschlaffen machen, und saget ihr viel von seinen anderweitigen Amouren und Ehebrüchen, als wenn dergleichen Erzehlungen nicht die Weiber mehr zum Eifer als Liebe bewegten. In dem 15. Buch bietet er ihr wieder Schläge an, weil sie ihre Gewogenheit gegen die Barbaren spüren lassen. Hergegen hänget ihm diese wieder was an, und heisset ihn einen aufgeblasenen Blutdürstigen Vogel. Welches denn gar gute

und wenden es zu ihren besondern Gebrauch an. Wenn man einen Auctorem in seinem Cabinet lieset, so dencket man von ihm frey und ohne Zwang; und so weit fehlets, daß man sich durch anderer Gedancken irre machen lasse, daß man sich vielmehr über den Begriff, so man sich von demselben gemachet, freue und heimlich frolocke; ie mehr unsere Meynung was vor andern voraus hat, ie mehr bilden wir uns was ein. So bald man aber öffentlich sich heraus lassen und ein Urtheil fällen soll, so beqvemet man sich nach der überall angenommenen Meynunge, ungeachtet man erkennet, daß sie ungegründet und

Complimenten sind unter solchen grossen Leuten. Im 18. Buch spatzieret die Thetis den Vulcanum zu besuchen, so bald er diese Göttin ansichtig wird, wirfft er Hammer und Zange weg, verläst seinen Ambosen, gehet ihr aus der Schmiede entgegen, führet sie bey der Hand und bedienet sie als ein Cavalier, welches denn ein schöner Aufzug von diesem hinckenden Kerl muß gewesen seyn. Im 24. Buch erinnert die Thetis ihren Sohn Achillem, daß weil er in kurtzer Zeit in der Schlacht bleiben würde, sich vorhero noch mit einem jungen Mädgen lustig machen soll. Und was der kindischen Sachen mehr sind, welche der Ungenannte angeführte Auctor des Edelmanns anführet.

falsch ist. Wodurch man sich zwar behutsam und vorsichtig aufführet, aber auch zugleich als einen Zärtling und verzagten Menschen beweiset: Ich gestehe, wenn die Ehrerbietigkeit, so man dem Publico schuldig, nur so weit gienge, daß sie uns nöthigte unsere Gedancken genauer und schärffer zu untersuchen, und wenn dieselbe vernünfftig sind, uns darinnen zu befestigen, oder, wenn gegenseitige Ursachen verhanden, uns derselben zu entschlagen, so würde dergleichen Vorsichtigkeit löblich seyn. Allein sie gehet fast allemahl weiter; sie verursachet, daß wir unsere Meynungen, so wir insgeheim vor uns gefasset, fahren lassen, damit wir nicht die gröste Partey vor den Kopff stossen; Man will lieber das Ansehen haben, daß man wohl urtheilen könne, als in der That ein vernünfftiger Raisoneur seyn. Das machts, man will nicht wider den Strom waten, darum lässet man sich von demselben hinreissen. Dergestalt aber bekommet der Irrthum von Tag zu Tag mehr Anhänger; auch die, so ihn erkennet, fallen ihm zu; So befreyet als sie auch von demselben sind, so führen sie doch eben die Sprache, als die, so noch im Betruge stecken, sie verursachen durch ihr Ansehen, daß andere mehr in Irrthümer gerathen. Warum scheuet man sich aber in dieser gerin-

geringen Sache mit der Sprache recht heraus zu gehen, da es nur auf das Ansehen und den Ruhm des Homeri ankommet? Was kan wohl vor Gefahr daraus erwachsen, wenn man aufrichtig seine Meynung saget und Fehler zugestehet? Inzwischen finden sich viel Leute von diesem Schlag; ich könte viel verrathen, welche auf meiner Seite sind und meine Meynung billigen, welche aber auch wohl dürfften dieselbe verwerffen und tadeln, weil es ihnen an Hertzhafftigkeit fehlet.

Ursachen den Homerum zu entschuldigen.

Man kan zur Entschuldigung des Homeri zwey Dinge anführen: Erstlich, daß er in den finstern Zeiten gelebet, und also keine gesunde Begriffe von der Gottheit haben können; man möge ihm so viel Verstand beylegen, wie man wolle, so habe er schlechterdings nicht vermeiden können, daß ihn der Irrthum und das abgeschmackte Wesen des Heydenthums nicht angestecket: Zum andern wendet man ein, daß er dem ungeachtet, dennoch offt mitten durch die düstere Nacht gedrungen und die Wahrheit erblicket; als wenn er saget, Jupiter hätte mit einem Kopff-Wincken, welches ein Zeichen des Willens ist, den Himmel erschüttert, und wenn er vorgiebet, die Juno hätte

so geschwinde lauffen können, so schnelle die Gedancken giengen. Würde also Homerus vor seine Person noch ohne Vorwurff seyn, obgleich seine Götter grosse Verachtung verdienen, wenn er sie nur so aufgeführet, daß diejenigen, so sie anbeteten, bey Ehren und Respect blieben. Aber er muß wohl daran nicht gedacht haben; Denn wenn man sich auch gleich an der Heyden Stelle setzet, so findet man doch Gelegenheit à chaque pas sich dran zu stossen.

Von den Helden.

DJe Götter sind in diesem poetischen Werck nicht als die Haupt-Personen anzusehen, sondern nur zur Belustigung, demselben mit eingeschoben und beygefüget: die wahrhafftigen Agenten sind auf einer Seite die griechischen Fürsten und Könige nebst ihren Truppen, auf der andern aber die Trojaner mit ihren Bundes-Genossen; so wohl Fürsten, Feld-Obristen, als Soldaten. Der Poete macht davon zu Ende des andern Buchs ein accurates Verzeichniß. Er erzehlet die Kriegs-Häupter und die Truppen, worinne er mehr Fleiß und Sorgfalt, als Ingenium beweiset,

set, mehr nützlich als angenehm scheinet. Unter denen Krieges-Häuptern erkieset er unterschiedliche Helden, um sein Gedichte damit auszuzieren. Daher er bald anfangs iedem seinen Character giebt, und Gemüths-Art abbildet und dessen Thaten und Unternehmungen beschreibet. Agamemnon ist stoltz und trotzig und über die Masse über sein Ansehen eifersüchtig. Achilles ist hitzig, unbiegsam, unerbittlich und fähig alles seinem Zorn aufzuopffern. Ajax ist nicht geschickt Rathschläge zu geben, er sehnet sich nur nach dem Streite. Nestor hingegen, welchen die Erfahrung und sein Alter unterrichtet und klug gemacht, ist der vornehmste Rathgeber, er hat in den Zusammenkünfften den Vorzug und schlichtet alle Mißverständnisse. Also leget Homerus einem ieden Helden besondere Eigenschafften und herrschende Neigungen bey, welche ihn von andern entscheiden, aber ungeachtet dieses Unterscheides, so lässet er ihnen doch allgemeine Eigenschafften, welche verursachen, daß sie einander so ähnlich sehen; und auf dieser Seite will ich sie anfänglich beschauen:

Characteres oder Gemüths-Neigungen der Helden.

Erstlich sind sie dermassen eitel, daß sie nicht einmahl den geringsten

Fehler der Homeri-

schen Helden.

Schein einer Modestie von sich blicken lassen. (19) Keiner weiß an sich zu halten, sondern ein ieder unter ihnen

(19) Es sind zwar einige Gelegenheiten und Umstände, da man sich selbst loben kan. Plutarchus hat derselben fünffe angezeiget. 1. Um den Vorwürffen und Verläumdungen zu begegnen. 2. Um seine Hertzhafftigkeit im Unglücke sehen zu lassen, und zu zeigen, daß man es nicht verdienet. In diesen Umständen befande sich Patroclus, welcher da ihm die Seele ausfahren wolte, sagte, daß wenn Jupiter und Apollo sich nicht wider ihn erkläret, so wolte er zwantzig Menschen, welche so starck als Hector gewesen, in den Staub geleget haben, wenn sie ihn angegriffen hätten. 3. Kan man sich auch selbst loben wenn man mit undanckbaren Leuten es zu thun hat, die die Wohlthaten vergessen. 4. Wenn das Lob, so man sich selbst beylegt, andern zur Warnung dienet. 5. Wenn man denen, so in Furcht und Schrecken sind, einen Muth machen und ein Hertz einsprechen soll. Welches alles gantz gut ist; und hat Plutarchus gar vernünfftig darvon raisoniret. Allein deswegen müssen doch die Lob-Sprüche nicht so übermäßig ja gar unwahrscheinlich seyn. Nur ist es denen Helden zu verargen, wenn sie so seltzame und extravagante Reden führen und von so unglaublichen Thaten brüllen.

ihnen lobet sich ohne Scham, wenn sich nur die Gelegenheit ereignet; der kluge Nestor ist der Prahlerey so wohl unterworffen, als der hochmüthige Achilles. Sie mögen rathen oder drohen, oder sie mögen mit einem Wort vornehmen, was sie wollen, so läufft es alles auf ihr eigen Lob hinaus; Homerus leget seinen Personen selbst fast allemahl das Gute in den Mund, so er von ihnen sagen will. Es ist wahrscheinlich, daß er es eben vor keinen grossen und verächtlichen Fehler gehalten, wenn man nur stets-während auf sich selbst bedacht ist, und sich im geringsten nicht nach der Eigen-Liebe anderer Menschen beqvemet, wenn man alle Augenblick andere suchet dahin zu vermögen, daß sie gestehen und bekennen müssen, daß man über sie erhöhet sey; oder vielleicht machte er eben kein sonderliches Wesen aus derjenigen Großmüthigkeit, welche uns aus einem besondern Geschmack eigener Lust und Belieben zu löblichen Thaten beweget, und welche nicht sowohl die verrichtete Thaten auszuposaunen als neue Proben der Tapfferkeit abzulegen trachtet. (20)

(20) Nicht allein Homerus, sondern auch alle Heyden besassen diese Großmüthigkeit nicht. Sie ist auch bey ihnen nicht zu suchen. Der Poet hat die menschliche Natur wohl gekennet, und

Ungezie-mender, un-ständi-ger Zorn.

Es ist auch eine sehr grobe Eitelkeit dieser Helden, daß sie gar leicht wider einander aufgebracht und entrüstet werden; weil sie keine Behutsamkeit und Vorsicht in ihren Hochmuth

---

eingesehen, wie alles Thun der Menschen auf die Selbst-Liebe zielet und alles aus Eigennutz und Eitelkeit verrichtet werde. Bey den Heyden ist also keine wahre Tugend zu finden, sondern lauter Schein-Wesen anzutreffen. Die Stoici wolten zwar weiter gehen und raffinirter seyn, indem sie die Tugend ihrem Vorgeben nach, bloß ihr selbst wegen liebeten, und weder Ehre, Vergnügen noch andere Vortheile in der Absicht hatten. Allein es war ein leerer Thon und ein eitles Gewäsch, so in der That nichts bedeutete. Ich habe dieses gezeiget, und der Stoiker Meynung lächerlich gemacht in der Disputation de variis excitamentis ad virtutem, von den mancherley Beweg-Ursachen zur Tugend, so 1715. zu Halle unter meinem Præsidio gehalten worden. Es ist eben so lächerlich, wenn einer der da lieffe, von mir gefragt würde, warum er lieffe, antwortete, er lieffe, daß er lieffe, so abgeschmackt es war, daß die Heyden die Tugend nur propter se ipsam ausübeten, und bloß die Erbarkeit der Tugend selbst sich zum Ziel setzeten. Einige Theologi haben gemeynet, die Heyden wären einer

muth brauchen, so halten sie auch in ihren Zorn nicht an sich und bewahren ihre Würde keinesweges. Die Schimpff-Worte sind so gemein in dem Munde der Könige als in den Lippen der Soldaten; Achilles selbst führet wider den Agamemnon so unbescheidene, unverschämte und übermüthige Reden, als der Thersites. Es ist in der Iliade keiner so behertzt und tapffer aufgeführet und vorgestellet worden, welchen ein ander nicht in der ersten Hitze als eine feige Memme ausfiltzet; und dergleichen entfähret ihnen nicht allein in dem Streite und andern Gelegenheiten, welche ihnen den Kopff warm machen, sondern auch bey den ruhigen und unpartheyischen Verfügnissen. Ajax und Idomenæus fassen bey einander, als man bey dem Leich-Begängniß des Patrocli die gewöhnliche Spiele celebrirte, sie gerathen über eine Kleinigkeit dergestalt in einander, daß sie einander die spitzig-

solchen Tugend und Großmüthigkeit fähig gewesen, und unser Autor scheinet ihnen beyzupflichten, weil von der Tugend der heydnischen Helden die Rede ist. Das machts, der Irrthum von der Erb-Sünde, so die Papisten hegen, hat ihm angehangen. Da doch der Mensch seinem verderbten Zustande nach nicht anders kan, er muß in allen Dingen sich selber suchen und meynen.

ten, empfindlichsten Worte ins Gesicht sagen. Ich weiß zwar wohl, daß die Gemüths-Neigungen der Menschen zu allen Zeiten bey Hohen und Niedern einerley sind; Allein hat man auch nicht iederzeit in den Ausdrückungen einen Unterscheid beobachtet? Müssen denn die Könige und das gemeine Volck einerley Sprache führen? Solte man nicht den Unterscheid der Erziehung in den Reden wahrnehmen können?

Gottlosigkeit.

Ich bemercke gleichfals eine überaus grosse Gottlosigkeit an den Helden des Homeri. Agamemnon schimpffet und schmähet den Apollinem in der Person seines Ober-Priesters. Und auf dergleichen Schmähungen gründet sich fast das gantze Gedicht. Menelaus ruffet den Jupiter an, indem er mit seiner Pfeile auf den Paris losschiesset; Kaum aber hat er gefehlet, so lästert er den Gott, welchen er zuvor angeflehet. Achilles ist gantz rasend und unsinnig, daß er den Apollinem, welcher ihn in Irrthum verleitet, nicht tödten kan. Zwar verwundere ich mich eben nicht, daß die Gottlosigkeit damahls so im Schwange gegangen; Denn die Götter, mit welchen man es zu thun hatte, liessen sich leicht handeln, man konte gar wohl mit ihnen zu rechte kommen, mit Opffern und Räuchern konte man

alles

alles wieder gut machen: Sie fragten nicht groß nach tugendhafften Leuten; auch um diejenigen bekümmerten sie sich wenig, welche eine aufrichtige Ehr-Furcht gegen sie hatten, wenn sie sonst nur genau die Ceremonien beobachteten und Opffer brachten, waren sie schon zufrieden. (21)

Nach

(21) Dieses ist der Grund des Heyden- Juden- und Pabstthums; daß sie ihren Gottesdienst in äusserlichen Ceremonien setzten, und dabey eines gerechten, tugendhafften und vernünfftigen Lebens vergassen. Die heydnischen Pfaffen verlangeten nichts anders, als Opffer und Weyhrauch. Sie liessen die Welt in dem allgemeinen Betruge, daß dergleichen die erzürnten Götter begütigten und alles wieder bey ihnen gut macheten, nur muste man darinne punctuel seyn. Diese Einbildung brachte ihnen Einkünffte zuwege: das Volck brachte den Göttern reichlich, weil sie die thörichte Einbildung hatten, als wenn Gott ihnen wiederum geben müste, nach der Formel der Juristen: Do ut des. Mr. Baile hat von diesem Grund-Irrthum der heydnischen Morale weitläufftiger gehandelt in seiner Continuation de pensees diverses sur les Cometes Tom. I. §. 49. und 51. Siehe die Vorrede des Mr. Barbeyrac über seine frantzösische Uebersetzung des Puffendorf. Bey den Juden gieng es

Grausamkeit.

Nach meinem Behalt sind sie einander am allerähnlichsten in der kriegerischen Grausamkeit. Sie sind nicht vergnüget überwunden zu haben, sie wollen ihren Feinden an das Leben, mißhandeln noch darzu die Todten, und wollen nach den Begriffen der damahligen Zeit ihr Unglück verewigen, indem sie ihnen die Begräbnisse versagen.

Leget

nicht besser her. Die Propheten eiferten sich genugsam darüber, und stelleten ihnen vor, daß ihre Opffer GOtt ein Greuel, wenn sie nicht recht und wohl thäten. Siehe Es. Cap. I, 11-14. Jer. VI, 26. VII, 22. Ezech. X, 25. Amos V, 21. seq. Daß das Pabstthum diesen Irrthum zum Grunde hat, wird der leicht mit Händen greiffen, der es nur ein wenig kennen lernen. Und dies ist eben die Ursache, warum die Gelehrten im Pabstthum noch so feste an dem Homero halten, weil ihre falsche Meynungen von dem Gottesdienst mit diesen Poeten zusammen stimmen und ihnen so einträglich sind, wie den heydnischen Pfaffen. Unser Auctor ist so aufrichtig, daß er einige Irrthümer entdecket, so aus dem Homero geflossen; ich könte wenn ich wolte, viele irrige Begriffe, welche das Affter-Pabstthum aus diesen und andern heydnischen Poeten angenommen, zeigen, doch ich habe keine Lust mich mit den Zeloten und Eiferern zu broüilliren.

Leget sich ja zuweilen ihr Zorn, so werden sie durch den Geitz darzu gebracht, nicht aber aus Großmüthigkeit darzu beweget; sie lassen sich durch keine Thränen beugen; sie ergeben sich nicht eher als biß man das Löse-Geld vor die Gefangene erleget. (22) Sie vergeben bloß um sich zu bereichern. Die Iliade weiß die Freude nicht lebhafftig genug vorzubilden, welche die Siegende von sich spüren lassen, wenn sie wider die Cörper der Uberwundenen ihren Wuth ausgelassen und ihren Muth gekühlet. Dergestalt kan man sagen, daß dazumahl die Rache das höchste Gut der Götter und Menschen gewesen.

Ich unterstehe mich noch hinzuzufügen, daß sie in der Tapfferkeit eben so sehr von einander nicht unterschieden, als wie man uns bereden will: Sie sind verwegen und pochen in guten Glück, kleinmüthig aber und verzagt in widrigen Fällen; ungestüm und hitzig

Tapfferkeit.

(22) Diesem füge noch aus dem 6. Buche hinzu, daß Agamemnon den Adrastum niederstösset, von dem er doch schon das Löse-Geld bekommen. Welches traun keine ehrliche That vor einen obristen Feld-Herrn ist. So machen auch in dem 10. Buch Ulysses und Diomedes den Dolon wiedergegebenes Wort nieder.

hitzig im ersten Anfall, und ergreiffen doch kurtz darauf schändlich die Flucht. Daß aber einer vor den andern mehrere grosse Thaten verrichtet, gründet sich offte nur auf die Leibes-Stärcke, welche Homerus offt mit der Tapfferkeit vermischet, (23) und ist vielmehr der Geschwindigkeit

(23) Achilles hat keine wahre Tapfferkeit besessen. Denn diese bestehet darinne, daß man alle Gefahr verachtet um seiner Pflicht Genüge zu leisten. Dahero sind nach diesem richtigen Begriffe nicht allein Kriegs-Thaten, sondern auch alle Handlungen, darinne man Beständigkeit und Muth blicken lässet, vor tapffer zu halten, siehe die 11. Anmerckung. Auch diesen Begriff von der Tapfferkeit hatte man schon vor dem Homero. Man wuste vieles von dem Osiri, Sesostri, Hercule und Baccho zu erzehlen, als welche ihre gantze Lebens-Zeit angewendet, den Erdboden von Ungeheuern, Schnaphahnen, Tyrannen, Strassen-Räubern und andern Stöhrern der gemeinen Ruhe zu saubern. Homerus aber stellet seinen Achillem nicht so vollkommen vor. Er läst es sich zur Gnüge mercken, daß sein Held bloß durch die Ehre beweget werde. Jene waren nicht besser, nur wusten sie die Vertheidigung des menschlichen Geschlechtes geschickter vorzuschützen. Achilles aber scheinet alle Menschen zu hassen, er wünschet daß die Tro-

keit der Pferde, den guten Wagen, ja was noch mehr denen Wundern beyzumessen. Der Poet lässet seine Helden nicht alle zu einer Zeit die Proben ihrer Tapfferkeit ablegen, sondern ein ieder hat so zu sagen seine gewisse Tage in welchem er seinen Muth und Hertzhafftigkeit sehen lässet: Bald ist es Diomedes, der alles umkehret, bald ist es Agamemnon, bald Ajax, bald ein ander. Der glückliche Ausgang eines Gefechtes beruhet fast allemahl auf einem eintzigen Manne, und Homerus verdunckelt mit Fleiß alle Figuren des Gemähldes, damit diejenigen Vorstellungen und Bilder desto mehr hervorragen, welche er vor Augen legen will.

Geschicklichkeit des Homeri um seinen Helden einen Glantz zu geben.

Seine Geschicklichkeit, welche er hierinne zeiget, bestehet darinnen, daß er sich den Achillem lässet auf seine Schiffe begeben; denn wie würde ein ander sonst vor ihm haben aufkommen können; seine Abwesenheit giebt dem Poeten Gelegenheit auch seine Unter-Helden auf

den

janer und Griechen umkommen, nur daß er und sein Günstling Patroclus die Ehre haben. Homerus hat beschrieben, wie die Helden in der That seyn, nicht aber wie sie seyn solten, und wie sie abgemahlet werden. Daher lernet man die Menschen aus dem Homero kennen, worinne er zu recommendiren,

den Platz zu bringen und sie durch die Musterung gehen zu lassen, auch sie nach und nach in die Verwunderung zu setzen, welche aber Achilles wiederum allein erlanget, so bald er wieder zum Vorschein kommet. Und hierdurch hat sich der Homerus, als ein wahrhaffter und geschickter Meister bewiesen, und möchte ich wünschen, daß ich diese Kunst könte, welche er an dem Character des Achillis gezeiget, indem er zwey mit einander zu streiten scheinende Dinge verknüpffet und verbunden. Auf der einen Seiten führet er seinen Helden so auf, daß die Griechen denselben unmöglich entrathen können, und daß er allein so viel vermöge, als die gantze griechische Armee: Die Weisheit und Klugheit konten es nicht seyn, welche ihn so unentbehrlich machten, weil nach dem Zweck des Gedichtes, Achilles hitzig und vom Zorn beherrschet wurde, welches sich denn mit der Klugheit nicht zusammen reimet: Die Tapfferkeit konte es eben so wenig seyn, in so fern sie nemlich einen unerschrockenen Muth bedeutet; denn in diesem Verstande gilt ein tapfferer Mann so viel als der andere, und waren derselben so viel in dem griechischen Krieges-Heere. Dahero waren es nur die äusserlichen Vortheile, welche dem Achilli den Vorzug über andere Helden gaben, und

und vermittelst deren er so grosse Thaten unternahm und ausführete. Er ist so starck, so geschwind und so hurtig, daß es ihm keiner nachthun kan; er hat unsterbliche Pferde, göttliche Waffen, und mit dem allen noch den Schutz des Jupiter und die beständige Hülffe der Minerven. Und dieses war ohne Zweifel genug ihn zu solchen wichtigen Ausführungen geschickt zu machen. Allein der Poete wolte auch, daß er seine Person so spielen solte, daß alle an ihm Antheil nähmen und ihn bewunderten. Die äusserliche Vortheile würden diese Würckung nicht gethan haben: Alle die grosse Thaten würden dem Achilli keine Hochachtung zugezogen haben, so lange man sich beredet, es wären dieselbe zwar Würckungen seiner Stärcke, nicht aber Anzeigungen seiner Tapfferkeit: Es würde ihm wenig geholffen haben, daß er sich selbst in Gegenwart der gantzen Armee den Tapfersten unter den Griechen nennet; damit würde er nichts ausgerichtet haben; der Leser würde ihm auf sein Wort nicht geglaubet haben: Denn die Menschen erkennen nur dasjenige vor eine Tapfferkeit, wenn man beständig die Gefahr verachtet, ja den Tod selbst nicht scheuet; (24)

(24) Die Tapfferkeit wird vom unserm Autore eben so beschrieben, wie ich sie in der vorigen

und dergestalt die Ehre hoch zu stehen kommet; Da also Achilles durch seine Wunder-würdige Stärcke und durch den Beystand der Götter nichts fürchten konte, so würde man von seiner Tapfferkeit so viel Wesens nicht gemacht, noch derselben so grosse Verdienste beygeleget haben, welche ihn nicht in Gefahr setzte. (25) Dieses bewei-

Anmerckung beschrieben. Nur fehlet der Begriff, nemlich die Erfüllung der Pflicht, welche ein Held auch dabey muß vor Augen haben.

(25) Allein würde nicht solchergestalt der David aus der Zahl der Helden ausgestossen werden? Wuste er nicht ehe er stritte, daß ihm GOtt seine Feinde in die Hände gegeben? Hatte er nicht grössere Vortheile darinne als Achilles? Hier komt es hauptsächlich drauf an, daß man die Bewegungs-Ursachen ansiehet. Diese erhöhen den David über alle Helden. Denn er stritte vor die Sache GOttes und dessen Ehre. Da hingegen Achilles durch die Brunst der unsinnigen Ehrsucht getrieben wurde. Es sind keine wahre Helden zu finden, als unter denen, so dem wahren GOtt dienen, und welche mit göttlicher Krafft erfüllet, und mit göttlichem Eifer vor seine Ehre angezündet werden. Die sich nicht auf die Stärcke ihres Arms verlassen, sondern auf den Beystand des Allmächtigen. Zwar scheinet der Poet mit-

beweise ich daher, daß es den meisten Leuten, welchen die Fabel bekannt ist, daß Achilles sonst nirgends als an der Ferse hätte können verwundet werden, sehr lächerlich vorkommet, daß man ihn an die Spitze der Helden setzet. Denn die Tapfferkeit setzet allemahl eine Gefahr zum voraus. Diese Begriffe sind nothwendig mit ein-

ten in der Finsterniß diese Wahrheit zu erblicken, und seine Partisans wissen dieses nicht groß genug zu machen. Allein sie haben nicht eben grosse Ursache. Denn er widerspricht sich wiederum selbst, und hat diese Wahrheit, daß die Helden müsten den göttlichen Beystand haben, durch Lügen und aberwitzige Dinge verdunckelt. Die Sprache verräth den Achillem, daß er bloß seine Ehre in der Absicht gehabt: denn als er denen Griechen seine Waffen und seinen Freund den Patroclum zu Hülffe schickte, so gab er diesem Ordre, er solte den Feind nicht so weit eintreiben, er möchte sonst von neuen von den Griechen verachtet werden. Eben als wolte er sagen: Tödtet ja den Hector nicht, denn ich würde sonst nicht mehr nöthig seyn. Zu den Göttern aber schicket er diesen Seufzer ab: Ihr Götter lasset heute keinen weder von den Griechen noch den Trojanern darvon kommen, daß wir allein übrig bleiben und die Ehre haben die Trojanischen Mauren zu ruiniren.

ander verbunden. Gesetzt ein wohlbewaffneter Riese stritte wider eine gantze Legion Kinder; wenn er derselben noch so viel niedermetzelte, so würde man zwar mit diesen armen Kindern wohl Mitleiden haben, ihn aber deswegen nicht bewundern, ie mehr er darüber frolocken und sich deswegen was einbilden würde, ie mehr würde man sich über seinen Hochmuth erzürnen. Achilles fand sich in solchen Umständen, und wenn Homerus, unerachtet er ihm so eine grosse Stärcke beygeleget, nicht zugleich das Geheimniß gefunden, daß er seine Großmüthigkeit und Hertzhafftigkeit ausser Verdacht gesetzet, so würde er so wenig Hochachtung erlanget haben, als dieser so viele schwache Kinder niedersebelnde Riese. Vielmehr würde er sich verächtlich gemacht haben. Homerus aber hat alle seine Geschicklichkeit hervorgesucht um den unerschrockenen Muth seines Helden zu zeigen. Und dies hat er auch glücklich bewerckstelliget, indem er gedichtet, es wäre Achilles, ehe er nach Troja abgereiset, versichert gewesen, daß er davor sein Leben einbüssen und zusetzen würde. Das göttliche Verhängniß hatte ihm durch den Mund der Thetis antragen lassen, ob er lieber zu Hause bleiben und lange und glücklich leben aber unbekannt bleiben wolte, oder ob er lieber die Grie-

chen

chen rächen und ein kurtzes aber dabey rühmliches Leben erkiesen wolte. Er erwehlete die Ehre und verachtete den Tod; und von dem an sind alle seine Verrichtungen, als Proben seines hertzhafftigen und unerschrockenen Wesens anzusehen; indem er eilet und seine Thaten beschleuniget, so läufft er in den Tod, welchen er vorher siehet. Was ist dran gelegen, daß er alles ohne Hinderniß umkehret und niedermachet? Denn es bleibet doch dabey, daß er alle Augenblicke dem Verhängniß, welches ihm seinen Tod beschieden, Trotz biete, und großmüthig sein Leben aufopffere, damit er Ruhm und Ehre erlangen möge. Diese Meynung war seinen Helden sehr vortheilig. Homerus hat es wohl gemercket, und sie deswegen in seinem gantzen Gedicht ausgebreitet, damit sie der Leser allezeit vor Augen haben und auch dasjenige an dem Achille hochschätzen möge, was er mit geringer und leichter Gefahr verrichtet.

Characteres der andern Helden.

Um von den besondern Kennezeichen der andern Helden zu reden, so gestehe ich, daß zwar des Achillis Character durchgehends wohl in acht genommen, die Würde aber der andern Helden gar übel bewahret und behauptet worden. Denn ihre Thaten stimmen

selten mit dem Begriffe überein, welchen Homerus zuerst von ihnen gegeben. Die Weisen sind offt unvorsichtig, die Hertzhafftigen nicht selten feige Memmen, und diese wiederum tapffer. Ob ich gleich genugsame Proben dieses Vorbringens anführen könte, so will ich doch mich nur mit einigen Exempeln vergnügen. Helenus, Hector und Diomedes werden in der Iliade vor weise Männer ausgegeben; sehet aber was sich mit allen dreyen in einer Rencontre begiebet. Diomedes brachte durch Hülffe der Minerven das Trojanische Krieges-Heer in Unordnung, welches den Hector deswegen gar nicht entbehren konte. Allein was thut der kluge Helenus: Er rathet dem Hector den Streit zu verlassen, nach Troja zu gehen, um der Hecuba davon Nachricht zu geben und der Minerven ein Opffer zu bringen, um sie zu begütigen. Dieses war wohl gut. Allein muste es eben dieser der Hector auf sich nehmen, welcher so unentbehrlich war? Waren nicht andere, so in dem Streit nichts nutze waren, zu dieser Botschafft gut genug? Was thut aber der Hector? Er lässet sich den Rath des Heleni gefallen, rühmet seine Klugheit, und räumet dem Diomedi das Feld, welcher an diesem Tage seinen Muth an den Griechen gekühlet,

und

und sich auch an denselben völlig würde gerochen haben, wenn er nicht eben so unvorsichtig als seine Feinde gewesen. Er unterbricht den Streit, in welchem er das Glück auf seiner Seite hatte, er hält inne und fraget einen fremden, lässet sich von demselben was erzehlen, und giebet ihm wiederum von unterschiedenen Dingen Nachricht. Dieses Versehen kam dem Hector wohl zustatten, und verursachte, daß sein Fehler keine gefährliche Folgen hatte. Das war ja traun eine grosse Unvorsichtigkeit, so man bey solchen Personen nicht zu vermuthen war. Was die Tapffern betrifft, welche sich offt als verzagte und feige Memmen aufführen, so will ich nur den Hector zum Beweiß anführen; Dieser läufft dreymahl um Troja herum, und fliehet vor dem Achilles, und unterstehet sich nicht ohne Secondanten mit ihm zu fechten: Was die Furchtsamen und Verzagten betrifft, welche offt Muth und Hertzhafftigkeit zeigen, so führe ich nur den Paris an, welcher vor dem Menelao auf die unanständigste Art fliehet, und doch kurtz darauf die Sachen der Trojaner wiederum auf guten Fuß setzet, u. dem Hector an Courage nichts nachgiebet. Homerus hat an diesen Oertern die Menschen nach Art der Historie nicht aber nach dem Absehen eines Gedichtes

abgeschildert. Vielleicht waren damahls mündliche Nachrichten vorhanden, welche er seinem Gedichte einverleibet, ohne sich genau an die Regeln der Kunst zu binden, welche erst nach ihme entdecket und ans Licht gestellet worden, ob er gleich ein Vater und Uhrheber derselben.

Unterscheid der Gedichte und Geschichte.

Man weiß daß ein Gedichte gantz anders als eine Geschichte muß eingerichtet werden, wenn sie die Menschen wollen abbilden. Die Historie stellet sie mit alle ihren Umständen dar, in welchen sie sich befinden; sie erzehlet die Handlungen dieser oder jener Menschen, welche den grösten Theil an den wichtigsten Begebenheiten gehabt; sie bekümmert sich wenig drum, ob die Handlungen mit einander übereinkommen, oder ob sie sich nicht zusammen schicken; nur von der Wahrheit giebet sie Rechenschafft; es mag auch noch so seltzam und wunderlich herauskommen: Sie verhelet nichts, sie verbindet ohne Verstellung in einer Person die Weisheit und Unvorsichtigkeit, die Furchtsamkeit und Tapfferkeit, Ungerechtigkeit und Frömmigkeit, und weil sie ihre Bildnisse gar eigentlich nach den Mustern entwirfft, welche würcklich gewesen sind, so giebet sie eine allgemeine Erkäntniß von den Menschen, indem sie in

parti-

particulairen Exempeln das Gute und Böse anzeiget, dessen ieder Mensch fähig ist. Hingegen in einem Gedichte wird eine gantz andere Weise gehalten: Es werden in demselben nicht diese oder jene Menschen vorgestellet, sondern es werden die Personen mit Fleiß erdichtet, es werden ihnen gewisse Leidenschafften, und gewisse Tugenden oder auch Laster beygeleget, damit man sich von denselben einen Begriff mache; es werden vermöge der Kunst auch die Würckungen damit verbunden, welche diese Passionen, diese Tugenden oder Laster bey solchen Personen gethan, um deren Natur und Eigenschafft desto mercklicher zu erkennen zu geben. In der Historie aber werden diese Würckungen nicht selbst erkieset und auserlesen, ja sie werden offt unterbrochen, geben also nicht so einen lebendigen Begriff von den Passionen, Tugenden und Lastern. (26)

(26) So grosse Parade auch unser Auctor von der Freyheit zu raisoniren machet, so hat er sich doch hier von dem Vorurtheil des menschlichen Ansehens nicht loswürcken können. Denn er trabet hier dem Aristotele nach, der in seiner Arte poëtica behauptet, daß ein Poet freye Hand haben müsse zu dichten und auszuschweiffen und in den Schrancken gewis-

Die Historie würde die unterschiedlichen Handlungen und Thaten des Achillis und Æneæ vorstellen, obgleich die Bewegungs-Grün-

ser Wahrheiten nicht dörffte eingeschlossen werden, und gemeynet, man könte in einer Historie nicht so philosophiren. In dem IX. Capitel hat er eben diesen Unterscheid zwischen einem Gedicht- und Geschicht-Schreiber gemacht; dieser erfindet nicht die Materie, er saget nur, was er weiß, mehr verlanget man von ihm nicht, er hält sich bloß an die Wahrheit. Dieser aber erfindet und dichtet die Materie, saget was geschehen können oder sollen. Der Mr. Dacier in seinen Anmerckungen über diesen Ort billiget diese Meynung und behauptet gleichfals, daß ein Gedicht vor einer Geschicht den Vorzug verdiene, und zu Unterweisung nützlicher sey, weil die Historie nur particulaire Thaten erzehle, die sich offt auf den Leser nicht schicken, gar selten vorkommen, und also demselben wenig Nutzen schaffen, dahingegen ein Gedicht generale Dinge in sich halte, welche sich auf alle schicken und appliciren liessen. Es ist wahr, wenn man die Gedichte und Geschichte auf diese Art unter einander vergleicht, so scheinet jene diesen die Wage zu halten. Und auf dieser Seite hat sie auch der Durchlauchtige Auctor der durchlauchtigen Syrerin Aramena angesehen, und sie dahero nützli-

Gründe, aus welchen sie fliessen, noch so unterschiedlich seyn. Aber das Gedicht bildet unter dem Nahmen des Achillis nur die Würckungen

cher gehalten, als wahrhaffte Geschichte, weil sie die Freyheit hätten unter der Decke der Wahrheit zu reden, und alles mit einzuführen, was zu des Dichters gutem Absehen und zur Erbauung diene, da man hingegen in wahren Historien nicht allemahl die Wahrheit schreiben noch die Handlungen beurtheilen dürffe, und auch nicht alles darinne fände, womit man gern den Verstand üben und zur Tugend-Liebe bereden wolte. Siehe die Vorrede der Aramena. Es kömmet auf eines heraus, ob ich bey wahren Exempeln anfange oder bey Lehren, und alsdenn die Exempel darzu setze, oder bey den Exempeln Lehren einschalte und mit Verstand untermenge. Die Historie ist eine Philosophie durch wahre Exempel. Und ein Mensch der fingiret, kan auch Lehren beybringen, exemplorum namque non requiritur veritas; Allein es bleibet allezeit ein Zweifel übrig, ob er nicht Chimæren verkauffe, welche in der Welt und Ubung unter den Menschen nicht so sind und angehen. Beyde so wohl die Gedichte als Geschichte haben ihre Beqvem- und Unbeqvemlichkeiten. Die Sachen auf der Welt haben unterschiedliche Gestalten, man kan sie ansehen wie man will.

gen des Zorns ab, welcher durch die Tapfferkeit unterstützet und unterhalten worden. Unter den Nahmen des Æneæ stellet es vor, was die Tapfferkeit vor Würckungen thue, wenn sie von der Ehrfurcht gegen die Götter begleitet wird. Daher folget, daß ein grosser Fehler von einem Poeten seyn würde, wenn er die Characteres und Abbildungen, so er einmahl von denen Personen gemacht, nicht beobachten wolte, wie es denn auch von einem Historico nicht zu verantworten stünde, wenn er die Würde der Personen zu bewahren, und die Characteres derselben auch mit Verlust der Wahrheit zu behaupten suchen wolte.

Einfalt der griechischen Sitten.

Ich habe vergessen zu erinnern, daß denen Helden der Iliade eine gewisse Art der Würde und des Wohlstandes fehlet, welche in denen damahligen Zeiten und dasigen Ländern unbekant war. Man siehet nicht, daß eine Menge Bedienten um die Könige herum stehen und sie bewachen. Die Fürsten-Kinder arbeiten in den Gärten, hüten das Vieh; Die Palläste sind nicht prächtig, die Speisen nicht köstlich. Agamemnon kleidet sich selbst, Achilles richtet mit seinen eigenen Händen das Maal zu, welches er den Gesandten des Agamemnonis giebet.

Es

Es würde lächerlich seyn dergleichen vermeynte Fehler des Wohlstandes dem Poeten vorzurücken, welcher dasjenige, was damahls noch nicht üblich war, nicht vorstellen konte. Auch die allerverwegensten Critici haben es, meines Wissens, ihm auch niemahls als einen Fehler angerechnet; (27) nur hat man erinnert, daß sein Seculum grob gewesen, und daß daher die Abbildungen, so er davon gemacht, den delicaten Seculis nicht angenehm gewesen. Einige Anbeter des Homeri wollen mit dieser Distinction nicht zufrieden seyn; man hat Unrecht, sagen sie, diese heroische Zeiten grob zu neñen, als in welchen der

Pracht

(27) Mir ist aber einer bekannt, der es dem Homero hochaufgemutzet, daß der Achilles nebst dem Patroclo selbst Schüssel und Teller gewaschen, das Vieh geschlachtet, das Feuer angeschüret, und selber gekochet und gebraten. Ich meyne den unbekannten Auctorem des Buchs der Edelmann genannt. Dieser hat dieses vor gar feine heldenhaffte Sache aehalten. Es ist auch eben so ridicul nicht dem Homero dieses vorzuwerffen. Er hätte ja wohl seine Helden menagiren können, und hätte nicht eben solche Küchen-Brudeln aus ihnen machen dürffen; was nöthigte ihn darzu solche Bagatellen so weitläufftig zu erzehlen, er war ja kein Historien-Schreiber?

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/127 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Pracht und die Schwelgerey noch nicht die Sitten verdorben, und in welchen der Mensch auf eine unschuldige Art die wahrhafften Güter genosse und sich von den falschen Hoheiten und Reichthümern, welche die Begierde darnach ersonnen, keine thörichte Einbildung gemacht. Allein könte man nicht hinwieder einwenden, daß in den Zeiten des Homeri also mehr Tugend müsse gewesen seyn als zu unser Zeit? Denn wenn das Beywort heroisch Verstand haben und statt finden soll, so schicket es sich wohl bey die Gerechtigkeit und Aufrichtigkeit der Gemüther, es stimmet aber nicht mit dem Mangel der Reichthümer, und der Unwissenheit der Künste zusammen. Inzwischen darff man nur die Iliade lesen, die vorgegebenen heroischen Zeiten werden uns nicht anders vorkommen, als ein Reich, darinne die allerungerechtesten und niedrigsten Leidenschafften die Oberhand gehabt haben, und in welchen absonderlich der Geitz triumphieret. (28) Die Kriegs-Häupter sind so

(28) Wenn man die Helden nach ihren fort prüfete und auf diese Art der alten Redner und Poeten Schrifften, in welchen sie von den Heldenmäßigen Thaten so grosse Auffschnitte machen, untersuchte, so würde sehr vieles aus denenselben auszulöschen seyn. Es sind darin-

so begierig auf die Ausbeute, als die Soldaten. Die Plünderung der Stadt Troja ist der stärckste Antrieb zur Tapfferkeit. Und Homerus redet offt von dem Golde mit einer gewissen Verwunderung, welche zur Gnüge zeiget, daß der Mangel des Prachts und die Unterlassung der Schwelgerey zu seiner Zeit nicht so wohl aus einer tugendhafften Einfalt als aus Grobheit und Unwissenheit herrührete.

Von

---

ne lauter Schmeicheleyen und Falschheiten. Die Laster werden als Tugenden und diese wiederum als Laster vorgestellet. Deñ die Helden waren durch einen übermäßigen Ehr- und Geld-Geitz rasend gemachte Leute, welche die Welt durchlieffen, und alle die, so ihnen aufstiessen, feindselig anfielen und unmenschlicher Weise ermordeten. Sie waren glückselige Missethäter, welche durch die Menge und Grösse ihrer Ubelthaten sich berühmt machten. Plato in Alcibiade bekennet, daß man blind, grob und dumm seyn müsse, wenn man nicht begriffe, daß man aus der Unsinnigkeit des Ehr-Geitzes eine Heldenmüthige Tugend gemacht.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/129 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Von den unterschiedlichen Arten der Beredsamkeit.

WIr haben von der Handlung, so in der Iliade vorgestellet und von den Personen, welche darinne aufgeführet worden, gesprochen, nun erfordert die Ordnung, daß wir auch die unterschiedlichen Arten der Beredsamkeit, deren sich Homerus bedienet, vorstellig machen. Er erzehlet Facta, darum muß man die Eigenschafft seiner Erzehlung prüfen. Er beschreibet Handlungen und allerhand vorfallende Dinge, deswegen muß man sehen, auf was Art er die Sachen abbildet. Er leget den Personen Reden bey, darum haben wir acht zu haben, ob er sie auch füglich anbringet, mit solchen Thon ausspricht und in solcher Ordnung vorbringet, als es die Passionen, so er ausdrücken und andern ins Herz bringen will, erfordern. Er bedienet sich häuffiger Gleichnisse; dahero muß man urtheilen, ob sie auch wohl auserlesen sind, und ihre Richtigkeit haben. Endlich so streuet er an vielen Orten allerhand Lehr-Sätze und Sprüche mit unter, zu dem Ende hat man zu beobachten, ob sie wohl angewendet und geschickt angebracht worden, oder ob sie wichtig und gründlich genug sind. Ich will

dem

dem Homero in dieser Ordnung folgen, dabey mir aber allezeit diejenige Freyheit vorbehalten, welche einem Autori um so vielmehr unumgänglich nöthig ist, weil sie mehr von uns dependiret, als alles übrige.

Von der Erzehlung.

Es sind zwey Arten der Erzehlungen; die eine ist einfältig und bloß historisch, darinnen sich der Scribent nur vorsetzet von der Wahrheit zu zeugen, nicht aber das Absehen hat sie angenehm und beliebt zu machen: die andere ist ausgeschmückt und poetisch, da der Scribent auch nebst dem Unterricht, den er giebet, suchet zu gefallen, und welche folglich eine Kunst erfordert, deren aber die erste überhoben und entübriget seyn kan.

Die einfältige Erzehlung.

Die heiligen Scribenten haben sich einer einfältigen Erzehlung bedienet, sie vermischen in ihrem Vortrage die grossen und kleinen Umstände, und vermengen offt diejenigen, so in der Ferne mit denen so in der Nähe sind; und ob sie gleich nach den Absichten der ewigen Weisheit, welche diese Geschichte ihnen eingab, alle ihre

Nutzbarkeit haben, so glaube ich doch, daß sie sich nicht eben groß bemühet und darum bekümmert, was sie vor Umschweiffe nehmen, in was vor Ordnung sie die Umstände stellen, und was sie vor welche auserlesen und erkiesen wolten. Die heilige Schrifft ist in so vielen und wichtigen Puncten göttlich, daß man derselben Würde nicht eben in dem Stylo setzen darff; man erniedriget sie, wenn man darinne allzugrosse Kunst suchet; eine ausstudierte und gekünstelte Zierlichkeit würde dem Character und Kennzeichen der Wahrheit, welches ihr den grösten Nachdruck giebet, entgegen seyn.

Fehler der Erzehlungen des Homeri.

Ich gestehe, daß Homerus in seinen Erzehlungen den heiligen Scribenten einiger massen gleich komme, das aber will mir nicht in den Kopff, daß man ihm solches als ein besonder Verdienst ausdeutet, unerachtet man Ursache zu haben vermeynet ihn deswegen herauszustreichen. Homerus schreibt ja keine Jahr-Geschichte, er ist ein Dichter, daher solte er sich vorgesetzet haben die Leser durch angenehme Erzehlungen anzulocken und zu bewegen. Sie hätten sollen kurtz und sinnreich seyn, anstatt, daß sie offt weitläufftig und abgeschmackt sind. Es stunde ihm frey, solche Umstände zu

erdich-

erdichten, welche mit dem Haupt-Puncte, welchen er zu erzehlen hatte, übereintraffen. Warum erkieset er niedrige Umstände, wenn er was hohes aufs Tapet bringen solte? Warum erwehlete er verdrießliche und eckelhaffte Dinge, wenn er Annehmlichkeiten vortragen solte? Warum hält er sich bey einer Sache so lange auf, welche doch Lebhafftigkeit und Hurtigkeit erforderte? Wenn die Thetis ihrem Sohne die Waffen bringet, so Vulcanus geschmiedet, und ihn nöthiget sich mit dem Agamemnon auszusöhnen, so mischet Homerus in solche hohe und wichtige Dinge was anders, er erzehlet, wie die Thetis so sorgfältig von des Patrocli Leichnam die Fliegen abgewehret. Welches einen niedrigen Begriff giebet, und sich gar dahin nicht schicket. An einem andern Orte schmücket sich die Juno um den Jupiter zu überrumpeln und zur Liebe zu reitzen. Homerus saget mit schönen und deutlichen Worten, sie hätte den Koth erst von ihrem Leibe abgesaubert, ehe sie denselben geräuchert und wohlriechend gemacht. Welches gewiß sich nicht schicket und eine sonst schöne und angenehme Vorstellung verdirbet. Neptunus ist sehr ungedultig und hitzig um den Griechen beyzustehen. Homerus erzehlet, daß dieser Gott seinen Wagen selbst an

einem gewissen Orte gesucht, habe selbst seine Pferde ausgespannet, selbst beygeführet, damit er sie wiederum finden möchte. Alle diese Umstände schicken sich nicht zum Majestätischen Wesen dieses Gottes und kömmet mit seiner Unge-
dult gar nicht überein.

Gründe der Homerischen Erzehlungen.

Ich will kein Bedencken tragen zu sagen, daß Homerus an allen diesen Orten wider die Grundsätze verstossen, welche einem Poeten weisen, wie er sich in Erwehlung der Umstände aufzuführen habe. Denn er kan ja nach seinem Gefallen Dinge und Thaten erdichten, so da geschickt sind eine Verwunderung zu erwecken, und eine Freude, Mitleiden oder andere Empfindung zu erregen. Sind aber dergleichen Handlungen einmahl erwehlet, so müssen auch die Umstände darmit übereinkommen. Sind dieselben wichtig, so müssen auch die Umstände wichtig seyn. Sind sie nützlich, so muß er auch nichts hineinflicken, was nicht das Interesse und den Nutzen vermehret. Also muß die unité oder die Einigkeit, so sich in dem gantzen findet, auch sich in einem ieden Theile zeigen und überall die Oberhand haben: das ist, gleichwie viele zusammen gesuchte und zusammen gehängete Thaten und

Handl

Handlungen, woraus ein Gedicht zusammen gesetzet ist, nur eine eintzige Würckung hervorbringen müsse; so sollen auch die gehäufften Umstände, welche ein iedes besonderes Factum ausmachen, auch nur einen eintzigen Effect thun, welcher aber doch dem allgemeinen Effect subordiniret seyn muß.

Von den Wiederholungen.

Mir deucht es sey hier die rechte Gelegenheit von des Homeri Wiederholungen zu reden. Denn obgleich dieser Fehler allenthalben so wohl in seinen Beschreibungen, Gleichnissen als Reden und Erzehlungen verspüret wird, so kan man doch wohl sagen, daß sich dieser Fehler in dem gantzen Gedicht, ereigne und äussere, und zwar so übermässig, daß ich nicht begreiffen kan, wie ihm iemand hierinne vertheidigen und das Wort reden könne. Und dennoch ist dieses geschehen, und verwundere ich mich mehr über diese Vertheidigung, als über den Fehler selbst.

Kahle Entschuldigung und Vertheidigung

Was den Fehler betrifft, daß er eine Sache gar zu offte saget, so kan ich nicht wohl begreiffen, was wohl den Homerum darzu verleitet.

Des Homeri. Wolte man sagen, er hätte es deswegen gethan, weil er ein besonderes Vergnügen empfunden, wenn er sich vorgestellet, daß man seine Sachen mehr als einmahl läse? Dieses findet ja nicht statt. Denn dergleichen Wiederholungen sind offt von keinem Nachdruck, sie bedeuten offt so viel als nichts, und sind an solche Oerter gesetzet, da ein eintzig Wort hinlänglich gewesen, als wordurch man viel Blätter, so mit dergleichen Wiederholungen angefüllet sind, hätte ersparen können. Wolte man sagen, daß da Homerus seine Bücher nicht auf einmahl sondern nach und nach herausgegeben, und seine Gedichte also in keinen Zusammenhange gelesen worden, so wäre er genöthiget worden der Deutlichkeit wegen die Sache, so er in einem Buche gesaget, in einem andern wiederum vorzubringen. So hält doch dieses den Stich nicht. Denn dergleichen Wiederholungen finden sich ja in einem Buche ja offt auf einem Blatte. Ich wolte wohl auf die Gedancken gerathen, so verdrießlich als sie auch einigen vorkommen möchten, daß Homerus gern durch solche Dinge, welche ihm nichts mehr gekostet als daß er sie nur hingeschrieben, sein Werck vergrössern wollen, und daß das Vergnügen, so er gehabt seine Verse wieder zu schreiben,

ben, verursachet, daß er nicht gemerckt, daß dergleichen wiederholtes Gewäsch unnützlich und zur Unzeit angebracht worden. Was die Vertheidigung betrifft, so siehet man wohl, daß sie aus einer abergläubischen Ehrerbietigkeit und Eifer vor das Ehr-Ansehen des Homeri herkommen. Ungeachtet man aber noch so eiferig gewesen, die Ehre des Homeri zu retten; so hat man doch nur von einer Art der Wiederholungen Raisons zu geben gewust, wenn nemlich die Boten die Reden, so ihnen zu führen anbefohlen worden, wieder von Wort zu Wort hergesaget. Man giebet vor, es erfordere ihre Schuldigkeit eben dieselben Worte genau zu behalten, welches aber dergleichen Wiederholungen gar übel entschuldiget. Würde man nicht eben so weit kommen um ihre genaue Pflicht auszudrucken, wenn man sagte, sie hätten dasjenige, was ihnen aufgetragen worden, sorgfältig ausgerichtet? Wie die Mad. Dacier es offt thut, so wenig Lust als sie sonst hat dem Homero was wegzunehmen. Noch frage ich dergleichen eiferige Homeristen, wie sie mit diesem Principio auskommen und es auf andere Arten der Wiederholungen appliciren wollen. Wie können sie es doch in diesem Exempel brauchen und anwenden? Agamemnon ermahnet in dem andern

Buche seine Soldaten zur Flucht in der Absicht sie zu prüfen, dabey bedienet er sich einer artigen List und eines geschickten Griffes, daß sie Fuß halten solten. In dem neunten Buch führet er eben diese Reden zu den Krieges-Häuptern in der Absicht, daß er sie in rechtem Ernst möge auf die Flucht bringen. Müsten diese Reden einerley seyn, deren Zweck doch unterschiedlich ist? Mad. Dacier hat die Schwürigkeiten wohl gemercket: Um sie zu heben, so giebet sie vor, dergleichen Reden wären erdichtet. Ich will mir vorbehalten das Gegentheil an seinem Orte zu zeigen, anietzo ist nur die Frage, ob Homerus sich öffters der Wiederholungen bedienet und ob es möglich sey sie alle zu entschuldigen, solte man es auch durch ungegründete Ursachen zu bewerckstelligen suchen? Man dürffte mir hie einwenden, daß die Wiederholungen grösten Theils kurtz seyn. Es ist aber vergeblich und kommet man eben so wenig damit fort: denn ich würde ihnen versetzen, daß er auch immer mit den kürtzesten wiederum aufgezogen käme, und daß sie dadurch nicht weniger als die langen dem Werck seine Zierde und Anmuth benähmen. Nichts ist verdrießlicher, als daß er immer auf einer Leyer spielet und zu Ende des Absatzes in seinen Liedern eben die Verse allezeit wiederholet:

let: Die Erde gab einen erschrecklichen Wiederschall von seinen Waffen. Er wurde in die dunckele Wohnung des Pluto herabgestürtzt. Eben dieses sage ich auch von den langen Beyworten und Eigenschafften, welche denen Göttern und Helden beygefüget und angehangen werden. Wenn es auch gleich wahr wäre, daß diese attribute denen Personen eben so wesentlich wären, als ihre eigentliche Benennungen, so hat man doch keine Ursache, dieses zu behaupten. Denn Homerus lässet offt die attributa aussen, daher müssen sie nicht unumgänglich nöthig gewesen seyn, und war bloß seine Nachläßigkeit daran schuld, daß er sie gebrauchet. Ist es aber nicht zuviel den Homerum einer Nachläßigkeit zu beschuldigen? Was ist das vor eine vorgefaßte Meynung wider diesen Poeten? Man würde freylich der Sachen zuviel thun, wenn man daraus schliessen wolte, daß Homerus durchgängig nachläßig und unachtsam sey. Man wird aber doch zum wenigsten nicht so weit gehen, wenn man ihn in diesem Stücke ein wenig verdächtig hält, ich gestehe, daß ich es freymüthig gethan, und in diesem kleinen Argwohne das übrige geprüfet, und wenn mich das Vergnügen alles zu errathen, und in allem das rechte Pflöckgen zu treffen, nicht geblendet

und mit falscher Einbildung erfüllet, so habe ich fast allenthalben gefunden, daß dieser Argwohn mehr als zu wohl gegründet gewesen. Damit die Vertheidiger der alten die letzten Waffen ergreiffen mögen, so nehmen sie ihre Zuflucht zu dem Unterscheide des Geschmacks, welcher in allen Zeiten nicht einerley gewesen. Die Critici müssen ohne Unterlaß von ihnen diesen Vorwurff hören, welches sie auch gar offte mit Rechte verdienen, daß sie so unbillig sind, und alles nach dem Geschmack ihres Seculi abmessen wollen. Offt aber mißbrauchet man diese Vorwürffe. Meynet man denn damit auszukommen, und denen, so sich unterstehen den Homerum, wegen seiner verdrießlichen Wiederholungen zu tadeln, das Maul zu stopffen, wenn man saget, es wäre der Geschmack der damahligen Zeit so gewesen. Man darff nur die Natur und Beschaffenheit unsers Geistes und Gemüths erkennen, wenn man urtheilen will, daß diese Wiederholungen niemahls eine Quelle des Vergnügens seyn können; und wenn man auch schon bewiesen hätte, daß dieses die Art der alten Scribenten gewesen, so hat man doch noch lange nicht gezeiget, daß es dem Leser anmuthig und annehmlich sey.

Von

Von den Beschreibungen.

HOmerum hat man fast allezeit vor den geschicktesten Mahler passiren lassen; und sind auch in der That viele Stücke in seinem Wercke, welche ihm diesen Ruhm keines weges benehmen, und den Lob-Sprüchen, so man ihm wegen dieses Talents beygelegt, was abbrechen. Die Beschreibung des Streites des Achillis und Xanti, die Vorstellung der berühmten Spiele, so bey dem Leich-Begängniß des Patrocli gehalten worden, und andere Abbildungen mehr sind der Hochachtung würdig, aber er mahlet nicht allemahl glücklich, er stellet seine Sachen nicht allemahl wohl für.

Weitläufftige Beschreibungen.

Mehrentheils ist er zu weitläufftig, erzehlet alle Kleinigkeiten, beschreibet die geringsten Stücke, wodurch seine Beschreibungen abgeschmackt und verdrießlich werden. Beschreibet er einen Schild, so beschreibet er nicht allein überhaupt dessen Materie und Form, sondern stellet auch alle Theile ins besondere vor, welches sehr verdrießlich ist, weil er sich in mehrere Weitläufftigkeiten einlassen und auch erzehlen muß, auf was Art er von einer Hand sey in die andere gekommen, biß er endlich an den gelan-

get,

get, so ihn führet, in welche Erzehlung noch besondere Parentheses mit eingerücket und eingeschaltet werden; es giebt dabey hier und da noch unterschiedliches zu erinnern. Beschreibet er die Wunden, so richtet er sich nach den Begriffen seiner Zeiten, er zergliedert den Cörper gar zu genau, welches denn die Einbildungs-Krafft gantz kalt machet und das Gemüthe stöhret, daß es an dem fortgesetzten Streite keinen Antheil nimmet. Wenn er die Reisen der Götter beschreibet, so führet er so eine Menge Umstände an, welche den Leser gantz ungedultig machen: die Pferde gehen aus dem Stalle, man bringet den Wagen aus der Schupffe, man schirret an, der Gott reiset ab, er lieget an gewissen Orten stille, welche der Poet gleichfals beschreibet; darauf nimmet er wieder seinen Weg, und endlich so kommet er an; aber das ist es noch lange nicht alle, man muß ferner aushalten und sich noch die Zurückkehr erzehlen lassen, woselbst sich eben so viel Umstände ereignen als bey der Abreise. Die Poeten solten sich von nützlichen Dingen nicht so weit ablencken, und nur solche Sachen vorstellen, welche die Neugierigkeit vergnügen und die Gemüther in der Aufmercksamkeit erhalten. Um die Poeten hierinne zu entschuldigen, suchet man darzuthun, daß dasjenige, was sie gesagt, natür-

natürlich wäre; aber man kommet damit nicht allemahl aus, es sey denn daß man auch zugleich erweiset, daß sie eine gute Wahl getroffen. Es ist zwar zwischen der Poesie und Mahlerey eine genaue Verbindung, dem ungeachtet aber hat es mit beyden nicht einerley Bewandniß Zwar sind die Wahl und Nachahmung sowohl dem Mahler als dem Poeten unumgänglich nöthig, doch erkennet man fürnemlich einen guten Poeten daraus, wenn er seine Dinge gut auslesen kan, wie man einen Mahler deswegen ins besondere hochachtet, wenn er gut nachzumachen und nachzuahmen weiß. Dieses sind die eigentlichen Kennezeichen und Merckmahle eines Mahlers und Poeten. Fället ein Poete auf eine unnütze und unangenehme Sache, und erwehlet dieselbe zu seinem Gedichte, so wird er bey mir nichts als Verdruß und Eckel verursachen: Wenn ein Mahler eben solche üble Wahl trifft, so tadele ich ihn wohl deswegen, doch kan ich ihn auch zugleich bewundern, daß die Dinge sich gut præsentiren und in einer vollkommenen Aehnlichkeit erscheinen. Es mahlet mir Homerus zum Exempel den

Die Mahler und Poeten werden mit einander verglichen.

Unterscheid der Poesie und Mahlerey.

den beschäfftigten Achillem ab, der seinen Gästen selbst das Mahl bereitet; er stellet mir denselben als einen Koch ins Gesicht, so mißfället mir zwar dieses Bild, ich weiß es dem Poeten schlechten Danck, daß er alles so natürlich nachgemachet, so lächerlich als mir auch dieses vorkommet, so könte doch ein Gemählde vortrefflich seyn, wegen der geschickten Abrisse, Zeichnungen und Farben, worinne ein Mahler es sonst selten zur Vollkommenheit bringet. Daraus siehet man, daß das wahre Verdienst eines Poeten nicht darinne bestehe, daß er von allen Dingen Abbildungen und Beschreibungen mache, sondern daß er nur in dem was sich schicket, seine Kunst sehen lasse; So weit fehlets, daß Homerus allezeit glücklich gewehlet, daß er vielmehr drauf gesehen, daß er nicht von der Wahrheit abgehen möchte und sich wenig drum bekümmert, was grosses, hohes und angenehmes ins Gesicht zu stellen.

Von den Reden.

Die Reden, so Homerus seinen Personen beyleget, machen den grösten Theil seines Gedichts aus; ich halte ihn auch

in

in diesem Stück vor sehr reich und fruchtbar; es scheinet als wenn er hierinne seine Schönheit am meisten hätte wollen sehen lassen. Ich finde in den Reden offt was hohes und pathetisches, unerachtet dieses durch die mit unterlauffenden Fehler geschwächet wird, so kan es dennoch wohl gemercket und gespüret werden. Wie es aber viel Leute giebet, welche das Schöne dermassen rühret, daß sie nicht im Stande seyn die Fehler, welche es unterbrechen, zu erkennen und wahrzunehmen, so finden sich hinwiederum andere, welche von den Fehlern dergestalt eingenommen und vor den Kopff gestossen werden, daß das Schöne selbst, so mit untergemischet ist, sie nicht mehr beweget und rühret. Jeder kan sich an seinen vorgefasten Wahn nach Belieben belustigen; es gehet ihm alles zu gute hin, wenn man nur vor sich und zu seinem eigenen Vergnügen liefet; soll man aber mit seinem Urtheil sich herauslassen, so muß man genauer zusehen, damit man nicht auf übermäßiges Loben oder unbilliges Tadeln verfalle, welches der Vernunfft schändlich und unanständig ist. Um dieses ordentlich zu untersuchen, so will ich erst besehen, auf was Art er die Reden seiner Agenten vorbringet, und auf was Weise er sie verbindet, folglich will ich betrachten, ob sie an ihrem rech-

ten

ten Orte und gehöriger Stelle sich befinden, und endlich will ich beschauen, ob diejenigen, so an ihrem rechten Orte sind vorgebracht worden, auch der Gebühr nach und wohl verfasset und eingerichtet worden.

Wie Homerus seine Reden anfänget.

Homerus fänget seine Reden immer auf einerley Art an; seine Weise ist ohne allen Nachdruck und ist offt selbst den Reden nachtheilig. Immer kömmet er mit diesen Worten aufgezogen: **Dieser oder jener saget, dieser oder jener antwortet.** Und gerade als wenn dieses Lirum Larum einem nicht ohnedem genung verdrießlich wäre, so bezeichnet er noch darzu die Redenden mit Nahmen, ja was noch mehr, so leget er ihm lange Zuworte bey, welche schon tausendmahl sind wiederholet worden und die noch darzu mit der gegenwärtigen Handlung und Bewegung der Personen, so er ins Spiel führet, keine Verbindung haben. Diejenigen nennet er offt tapffer, welche doch furchtsame Reden führen; die weise, welche in ihren Reden unvorsichtig sind. Obgleich diese wider einander lauffende Dinge alle Vernunfft beleidigen, so bedaure ich doch am meisten, daß seine Reden durch dergleichen verdrießliche Wiederholungen alle Lebhafftigkeit verlieren. Ich weiß

nicht

nicht ob es seiner Sprache an diesen Redens-Arten mangelte: **Sagt, antwortet, erwiedert, versetzet und unterbricht er**; es mag nun der Fehler an dem Poeten liegen, oder der Sprache beyzumessen seyn, so siehet man doch nichts desto weniger, daß es in der Iliade würde nöthig gewesen seyn, dergleichen zu gebrauchen und also zu verändern.

Die Reden der Streitenden sind nicht an ihrem rechten Orte.

Was die Reden selbst betrifft, so sind zwar viele derselben an ihrem gehörigen Orte, viele aber derselben sind nicht recht angebracht und an ihre gebührende Stelle gesetzet. Sie schicken sich wohl bey Berathschlagungen, bey Gesandschafften und andern Gelegenheiten und Geschäfften, welche durch geschickte Worte müssen ausgeführet werden. Allein schicket es sich wohl, daß, wenn man mitten unter den Feinden und in der grösten Hitze ist, man sich in weitläufftige Reden einlasse? Können wohl die Soldaten, wenn der Streit am hefftigsten ist, ihre Zeit mit Schmäh-Worten verderben, die sie auf ihre Feinde los werffen? haben sie wohl so viele Musse, daß sie sich versäumen und ihnen ihre Genealogien und Geschichte erzehlen können? Ist ihnen nicht mehr daran gelegen dahin zu sehen, daß sie obsiegen mögen?

Homerus hat gar nicht die rechte Zeit in seiner Iliade in acht genommen, sondern seine Reden zur ungelegenen Stunde angebracht. Ich will davon nur ein eintziges und kurtzes Exempel anführen. Unterdessen daß die zwey feindlichen Heere (Lib. VIII.) in einen scharffen Scharmützel gerathen, und mit unerhörter Wuth auf einander los gehen, so trieb das grausame Verhängnitz den tapffern Sohn des Herculis, den Tlepolemum wider den Sarpedon; als diese beyde Helden, davon einer ein Sohn, der andere ein Enckel des donnernden Gottes war, einander in den Gesichte hatten, und bereit waren auf einander los zu gehen, so fieng der erste an zu reden und ließ sich dergestalt gegen ihn heraus: Sarpedon, der du die Licier commendirest, was treibet dich vor Noth, daß du hieher kömmest um deine schlechte Courage zu zeigen, und zu weisen, daß du nicht zum Kriege und Streit gebohren bist? Diejenigen, so dich einen Sohn des grossen Jupiters nennen, schmeicheln dir und wollen dich dadurch hinters Licht führen. Es ist zwischen dir und denen grossen Leuten, so diesem Gott ihre Geburth schuldig sind, und von ihm abstammen, ein gar zu grosser Unterscheid; mein Vater war ohne Zweiffel von dieser Anzahl, er war unermüdet in seinen Unternehmungen und unüber-

unüberwündlich im Streit; man hat ihn sonst schon einmahl in diesem Lande gesehen; er kam nur mit sechs Schiffen und wenigen Truppen herein, und hat doch die Stadt Troja zu Grunde gerichtet und aus diesen Plätzen eine entsetzliche Wüsteney gemacht. Was dich betrifft, so bist du ein verzagter und feiger Kerl, und läst hier deine Völcker unglücklicher Weise umkommen. Ich glaube nicht, daß deine Reise von Licien nach Troja, derselben Einwohnern was helffen wird; und wenn du auch ein Wunder der Tapfferkeit wärest, so soll es ihnen doch nicht zustatten kommen, denn du solt durch meine Lantzen zu Boden geschlagen werden und in das finstere Reich des Plutonis hinunter fahren. Es ist wahr, Tlepoleme, versetzte Sarpedon, dein Vater hat einmahl die Stadt Troja ruiniret; dieses geschah aber durch das Versehen des grossen Laomedon, welcher ihm die Pferde versagte, so er versprochen hatte und um deren willen er so weit herkommen war: Dieser meyneidige König ließ es bey dieser Verweigerung noch nicht einmahl bewenden, er mißhandelte ihn noch darzu, ob ihm gleich grosse Dienste von ihnen waren geleistet worden. Was dich betrifft, so sage ich dir vorhero, daß es dir so gut nicht werden soll als deinem Vater; deine letzte

Stunde ist hier verhanden und wartet auf dich, durch diese Piqve wirst du zur Erden geworffen werden. Ich werde dadurch grosse Ehre und Ruhm erlangen, und du wirst das Reich des Plutonis mit einem Schatten vermehren. Wer bemercket hier nicht grobe Schimpff-Reden, wer siehet nicht, daß diese Geschichte hieher nicht gehöret, und wer erkennet nicht kindische Rodomontaden und Prahlereyen? Ich halte mich nur hauptsächlich daran, daß Homerus gar wenig die Wahrscheinlichkeit beobachtet; es ist ja nicht zu vermuthen, daß zwey Helden die auf einander los gehen und sich herum schlagen wollen, so lange Reden halten solten. Warum bedienet sich nicht zum wenigsten einer darunter dieser Gelegenheit, und machet sich der Unvorsichtigkeit seines Feindes zu Nutz? Warum werden die Reden nicht durch die Spiesse und Lantzen, womit sie auf ihre Feinde loß schiessen, unterbrochen? Ist es wohl glaublich, daß in einem Gefecht zwey Soldaten sich so gleich in Redner verwandeln, und so ruhig und ungestöhret ihre Reden vollführen können?

Man urtheilet anders von dem Neuen

In einer gewissen Opera des Quinault hat man die Scene gemißbilliget, in welcher Epaphus und Phaëton einander praf herunter filtzen, und

und sich ihrer Geburth und Herkommens rühmen. Man wolte es nicht gut heissen, daß Leute auf einander erhitzt, und den Degen an der Seite haben, sich mit einander so weit in Reden einlassen. Das machts man brauchet bey den Alten und Neuen zweyerley Gewicht und Maaß. Den Quinault verwirfft man ohne eintziges Bedencken und Weitläufftigkeit. Warum? weil er zu unsern Zeiten gelebet; allein das Vorurtheil und Ehrerbietigkeit gegen das Alterthum verursachet, daß man sich nicht einmahl unterstehet dieses vor einen Fehler an dem Homero anzusehen, man stellet sich als merckte man es nicht. Vielleicht dürffte man mir hier versetzen, daß Homerus eben sowohl als wir gewust, wie grosse Gewalt er hier der Natur angethan; inzwischen habe er doch wohl gethan, daß er die verdrießlichen Erzehlungen von den Streiten und Scharmützeln auf diese Art unterbrochen. Ich gestehe es, daß das Gemüth solcher weitläufftigen Erzehlungen überdrüßig wird, ich gebe auch gern zu, daß es sich bey dergleichen artigen Reden wiederum erholen könne, ich füge auch hinzu, daß man sie lieber anhöre, als wenn uns der Poete den Cörper so künstlich zergliedert und die Wunden so genau beschreibet. Allein das heist

als von dem Alten.

diesen Fehler durch einen andern entschuldigen: Was bewegte den Homerum, daß er sich so lange bey Schlachten und Baraillen aufhielte und alle Umstände erzehlete? Was nöthigte ihn, daß er die Wahrscheinlichkeit aus den Augen gesetzet, nur damit er dem Leser den Verdruß und Eckel benähme, welchen er aus dieser Erzehlung empfunden? Gesetzt er wäre auch zu solchen umständlichen Bericht gehalten gewesen, konte er denselben nicht mit mehrern Verstande unterbrechen, konte er nicht von seinen Helden allerhand Geschichte mit darzwischen bringen, und solche Umstände mit drunter mischen, welche die Aufmercksamkeit zu erhalten und zu erwecken geschickt waren? (29) Ich will so

(29) Kluge Leute halten nichts von weitläufftigen Beschreibungen der Schlachten und Belägerungen. Der tapffere General Schomberg gehöret unter diese Anzahl. Als der treffliche Historien-Schreiber Burnet ihn einst gefraget, wie es ihm gefiele, daß er in der Historia Reformationis Anglicanæ keine Baraillen weitläufftig beschrieben, so hat er dieses gebilliget und gerühmet. Der Graf Bussy hat es nicht glauben wollen, wenn man ihm erzehlet, wie es bey Bataillen hergangen. Siehe seine Memoires Tom. II. p. 139. Ihnen ist nicht unbewust, daß selbst diejenigen, so

so unbedachtsam eben nicht verfahren, und die an unrechtem Orte gesetzte Reden mit denjenigen Vorstellungen vermengen, welche die Krieges-

dabey gewesen, uns keinen accuraten Bericht davon abstatten können. Dieser ist unter den Nachtruppen gewesen, und hat wohl nicht einmahl den Feind gesehen. Denn man muß sich nicht einbilden, daß die Soldaten, so im Felde stehen, immer den Feind vor Augen haben, und scharmutzieren. Der Printz von Oranien William hat gesaget, die Mönche bildeten sich ein, daß die Soldaten, wenn sie in Campagne wären, immer den Degen in der Faust hätten. Gesetzt man wäre auch unter den Vortruppen gewesen, so fragt es sich, ob man allezeit bey sich selbst geblieben, und den Sens froid behalten, daß man alles genau sehen, und andern davon nette Begriffe geben könne. Wer auf dem rechten Flügel stehet, kan sich von dem, was auf dem lincken Flügel vorgehet, keine Vorstellung machen, wie der so auf dem lincken ist nichts von dem was auf dem rechten passiret, gewahr wird. Beyde Partheyen erzehlen die Sache unterschiedlich. Wem soll man trauen? Da nun ein Historicus, der doch bey gewissen Handlungen bleiben muß, nicht eben nöthig hat von den Schlachten einen weitläufftigen Bericht abzustatten, wer wird es einem Dichter, der

Häupter ihren Soldaten thun um sie zum Streit anzufrischen und ihnen einen Muth zu machen. Denn dieselben sind ohne Zweiffel à propos, wenn sie nur kurtz sind, und wenn man nur mit dem Homero andere nicht bereden will, daß sie von der gantzen Armee deutlich angehöret worden.

Reden an die Todten gerichtet.

Es sind auch noch andere an einander hangende Discourse, welche die Uberwinder offt an diejenigen, welche sie erleget haben, richten. In diesen wird noch weniger die beqveme und gelegene Zeit beobachtet; alles wird zur Unzeit vorgebracht. Denn es ist nicht zu glauben, daß man in der Hitze und in der Schlacht vieles waschen könne, hier ist keine Zeit davon; es schicket sich nicht vor den Todten Reden zu halten, als welche nichts mehr hören und antworten können. Zwar weiß ich wohl, daß in dem Augenblick, da der Sieg befochten wird, dem Uberwinder wohl einige stoltze und hochmüthige Worte entfahren können, aber keine zusammenhangende

---

da freye Hand hat, und in den Schrancken gewisser Wahrheiten nicht eingeschlossen ist, verargen, wenn er die Bataillen kurtz beschreibet, wenn er weiß, daß weitläufftige Erzehlungen Verdruß und Eckel erwecken?

de und an die Todten gerichtete Reden können hier statt finden. Es ist nicht einmahl natürlich, geschweige, daß es solte Helden-mäßig seyn. Das Exempel, so ich anführen will, wird mir Zeugniß geben, daß ich an dergleichen nicht unbillig und ohne Ursache einen Eckel empfinde: Idomenæus erleget den Othryonæum, welcher sich um die Cassandra beworben, und sie zur Gemahlin verlanget, welcher auch, um sie zu erhalten, versprochen die Griechen vor Troja wegzujagen. Idomenæus, welchen der Sieg stoltz und aufgeblasen gemacht, redet ihn dergestalt an, nachdem er ihn umgebracht: Othryonæe, ihr würdet der tapfferste Kerl seyn, wenn ihr dem Priam hieltet, was ihr ihm versprochen. Dieser gute König um euch dahin zu vermögen, daß ihr ihm eure Parole hieltet, hat euch seine Tochter versprochen: Allein wir sind noch eher im Stande euch hierinne zu willfahren und Gnüge zu leisten, als der König Priam. Wir wollen die schönste Jungfer des Agamemnonis aus Argus kommen lassen, und sie euch ehelich beylegen. Dieses aber wollen wir uns dabey vorbehalten und mit einbedingen, daß eure ungewöhnliche Tapfferkeit uns Troja in die Hände spiele. Begebet euch daher auf unsere Schiffe, damit wir hierüber Articul aufrichten und uns in der

Sache vergleichen, denn wir sind noch wohl werth eines solchen Endams.

Die Helden der Ilias verstehen sich gar nicht auf das Scherzen.

So übel als dieser Schertz hier angebracht worden, so alber und abgeschmackt scheinet mir auch derselbe zu seyn, und kan ich nicht unterlassen bey dieser Gelegenheit zu erinnern, daß die Helden des Homeri gar keinen geschickten Possen machen können. Sie bringen nichts sinnreiches und auserlesenes vor. Ohne Zweiffel waren damahls die Gemüther noch nicht so verschmitzt und listig, als sie in diesen letztern Zeiten sind.

Reden so an die Pferde gerichtet sind.

Endlich so scheinen mir die Reden, so die Helden an ihre Pferde richten, am allerungereimtesten zu seyn; mir deucht sie sind am unfüglichsten angebracht worden. Zum Glück sind derselben eben nicht viel in der Iliade, doch ist es gnugsam zu bewundern, daß gleichwohl einige darinne anzutreffen. Man mag dieses immerhin den ruden und groben Zeiten beymessen, so wird dennoch daraus folgen, daß die geschicktesten Köpffe doch dieses hätten damahls schon mercken sollen, und daß folglich die besten Wercke damahls noch sehr unvollkommen gewesen. Hector redet in einem

Streit

Streit dergestalt seine Pferde an: Xante und Podarge, und ihr Ethon und Lambe, sehet hier ereignet sich eine Gelegenheit, da ihr alle Mühe, so die Andromache die Tochter des großmüthigen Ection eurentwegen angewendet, mir bezahlen könnet, sie hat euch selbst alle Tage gewartet, sie hat mehr an euch als mich gedacht, indem sie euch Brod und Wein von meiner Tafel aufgehoben und euch zugeschleppet. Wie vielmahl hat sie mich verlassen und ist nach euch gegangen und hat nach euch gesehen? Sind wohl die Pferde der Götter iemahlen besser tractiret worden? Wohlan so bringet es mir ietzo wiederum ein, lasset dafür eure Erkäntlichkeit sehen, verfolget den Feind schnell, schonet euch nicht; eilet, daß wir des Nestoris Schild weg bekommen, der von dichtem Golde und weit und breit berühmt ist; haltet nicht inne, biß wir auch zugleich den Wunderns würdigen Küriß erlangen, welchen der fleißige Vulcanus selbst geschmiedet. Wir werden uns dieser rühmlichen Ausbeute ungezweiffelt bemächtigen: Die Griechen werden auch diese Nacht wieder in ihre Schiffe steigen, die sie noch werden retten können, und werden dieses Ufer verlassen. (30) Ich muß noch einen Discours

(30) Damit es einem ieden recht in die Augen fal-

cours des Antilochi an seine Pferde herse-
tzen; denn dergleichen artige Reden machen ei-
nen nicht schläfferig und verdrießlich: Wohlan hurtig

le, wie lächerlich dergleichen Anrede an die Pferde herauskomme, und damit man begreiffe, daß es zwar Kutscher- nicht aber Helden-mäßig sey, so will ich eine artige Parodie aus dem II. Theile der Reflexion de Mr. de la Motte sur la Critique hier übersetzen; allwo ein Kutscher seine Pferde dergestalt anspricht: Allons, du lustiger und du Kurtz-Ohr, sehet da findet sich eine Gelegenheit, da ihr mir alles wieder einbringen und alle Mühe belohnen könnet, welche Jaqueline die Tochter des berühmten Kutschers Meister Peters eurent wegen gehabt, indem sie euch alle Tage so gut gewartet, und zwar euer Heu wohl verwahret, mir aber wenig zu fressen gegeben. Wie vielmahl hat sie mich ausgefiltzet, wenn ihr keine Streue gehabt. Sind wohl die Pferde der Abgesandten besser tractiret worden als ihr? So seyd doch also dafür wieder erkäntlich; trabet immer weg, schonet euch nicht, eilet, damit wir geschwinde in dem Hause des . . ankommen, welches mit Qvatersteinen gebauet, und mit Schiefern bedecket ist. Wir wollen auch darnach nach St. Cloud reisen, welches wegen seiner schönen Gärten und seines berühmten Wasser-Falls ein angenehmer

hurtig fort, hier ist keine Zeit eure Kräffte zu spa-
ren. Ich verlange eben nicht von euch, daß
ihr des weisen Diomedis Pferde überlauffen sol-
let, als welche die Minerva selbst anfrischet: zum
wenigsten holet nur des Menelai Pferde ein,
und leidet nicht, daß sie euch zurück lassen. Was
würde es euch vor eine Schande seyn, wenn ein
Mutter-Pferd solchen berühmten Pferden, als
ihr seyd, zuvorkommen solte? Ich muß euch
noch eins sagen: Dencket nicht der Nestor wer-
de euch eben so pflegen, ich versichere, daß er euch
mit seinem Degen durchbohren wird, wenn ihr
durch eure Langsamkeit verursachet, daß wir den
geringsten Preiß davon tragen. Schonet euch
derhalben nur nicht, wendet alle eure Kräffte an.
Ich will auf meiner Seite gleichfals nichts er-
mangeln lassen, ich will euch den geradesten Weg
hinlencken, der euch viel Vortheil schaffen soll.
Hieraus siehet man, daß Homerus zwischen
den Menschen und Pferden keinen gar grossen
Unterscheid gemacht. Er leget denen Pferden
alles dasjenige bey, was denen Menschen beha-
get

und bezaubernder Ort ist. Werdet ihr schnel-
le fort lauffen, so ist kein Zweifel, es werden die-
jenigen, so wir aufhaben, ausser dem Fuhr-
Lohn, mir praf zu sauffen geben, und euch ein
ander mahl mehr dingen.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/159 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

get und sie reitzet. Sie empfinden Vergnügen und haben eine Ruhm-Begierde, ja sie sind der Tugend selbst fähig. Ich will über diese Stellen nicht weiter urtheilen und sie durchnehmen. Es brauchet weiter nichts, als daß man sie nur lieset, wenn man sie verwerffen will. Inzwischen siehet man doch wie weit die Hochachtung und Ehrerbietigkeit gegen das Alterthum sich erstreckt: Virgilius, der sonst so gescheide und vernünfftig dem Homero nachgeahmet, hat doch nicht unterlassen können dergleichen absurdité nachzumachen, ob es gleich nur einmahl geschehen.

Reden so an einem füglichen Orte stehen.

Unter denen Reden, so am füglichen Orte gesetzet worden, erkiese ich sonderlich diejenige, so die Abgesandten des Agamemnonis an den Achillem thun, um ihn wieder zu besänfftigen und zu bereden, daß er wieder den Griechen zugehen und ihnen beystehen solte. Keine kommen in der gantzen Iliade so à propos und geben einen höhern Begriff von dem Geiste des Homeri. Ausser dem, daß die Gelegenheit dergleichen Reden nothwendig erforderte, so sind sie noch darzu so künstlich eingerichtet und so ordentlich verfasset, daß sie dem Leser das gröste Vergnügen geben. Ulysses redet zuerst;

er beweiset eine geschickte Beredsamkeit. Er weiß so artige Umschweiffe zu machen und so gute Raisons zu erkiesen, daß das Gemüth auf eine angenehme Art beweget wird, und sich durch dieselbe einnehmen lässet. Achilles antwortet mit einer großmüthigen Kühnheit; dergestalt wird das Gemüth erhaben durch die Empfindung des Helden. Phœnix ein alter Hofmeister des Achillis führet eine pathetische und bewegliche Rede; und endlich trifft die Reihe den Ajax; dieser ist erzürnet, daß der Achilles so hochmüthig und sich gar nicht will beugen lassen; er zerstöhret die Versammlung mit einem großmüthigen Verdruß und Unwillen, welchen er in des Lesers Gemüthe zurück lässet. Hier hat sich Homerus als einen grossen Poeten erwiesen, der seine Sachen wohl einzurichten, die Gemüther zu gewinnen und sie aufmercksam zu machen weiß. Die Materien kan er so glücklich disponiren und in solche Ordnung stellen, daß ich kein besser Muster hierinne vorzustellen wüste. Es wird aber nun auch Zeit seyn, daß wir diese Reden von Stücken zu Stücken durchgehen und einige Fehler unterscheiden, wormit die Reden des Homeri allenthalben angefüllet seynd.

Ulyß-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/161 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Fehler, so in den Reden der Iliade vorkommen.

Ulysses um den Achillem sich geneigt zu machen und ihn auf seine Seite zu lencken, fänget seine Rede also an, daß er seine Freundschafft und Großmüthigkeit herausstreicht, und folglich vorstellet, wie es mit den Griechen auf das äusserste kommen, und wie sie seines Beystandes höchstbenöthiget wären; er erinnert ihn des guten und wohlgemeynten Raths, so ihm Peleus bey seiner Abreise gegeben; zwar hätte Achilles denselben wohl längst vergessen; es sey aber anietzo noch Zeit dieses wieder einzubringen und gut zu machen; und dieses könte er bewerckstelligen, wenn er die Vorschläge und Anerbietungen des Agamemnonis liesse statt finden; Ulysses erzehlet alles dasjenige von Stücken zu Stücken, was sich Agamemnon gegen ihn heraus lasse und was er sich erbiete, und wiederholet

Verdrießliche Wiederholungen.

von Wort zu Wort drey Blätter, so man den Augenblick vorhero erst gelesen. Wer siehet nicht, daß durch diese Weitläufftigkeit die Aufmercksamkeit beginne nachzulassen? Zwar bringet es der Ulysses wieder ein, und weiß durch seine gründliche, lebhaffte und geschickte Raisons den Leser wieder anzufrischen. Allein wie

wie weit grösser würde das Vergnügen gewesen seyn, wenn es unzertheilet geblieben und nicht durch verdrießliche Wiederholungen wäre unterbrochen worden? Achilles beantwortet diese Rede, er billiget anfänglich seinen Unwillen, den er wegen der Undanckbarkeit des Agamemnonis blicken lassen. Er führet alles dasjenige zu Gemüth, was er der Griechen wegen gethan, und vergleicht sich mit einem Vogel, welcher sich seiner Jungen wegen in alle Gefahr begiebet. Die Vergleichung hat ihre Richtigkeit, ich kan aber nicht glauben, daß sie sich allzuwohl vor ihn schicke; ausser dem, daß Achilles seine Rede nicht auszuschmücken suchet und dieses auch ohnedem sein Werck nicht ist, so hätte der Poet diese Blumen sparen können, worauf derjenige der zornig und unwillig ist, wohl am wenigsten dencket. Es schicket sich zwar vor einen Poeten, daß er seine Erzehlungen mit dergleichen auszieret; aber grossen Leuten sind sie wohl verboten, es sey denn daß man sie vor Redner ausgeben wolle. Ob gleich dieses Gleichniß nicht wiedrig ist, so habe ich doch nöthig zu seyn erachtet es ins Gesicht zu stellen, um zu zeigen, daß Homerus seine Sprache nicht verändert, und sich nicht anders ausdrucket, wenn er vor

Poetische Gleichnisse.

sich was erzehlet, als wenn er seine Agenten redend einführet; welches doch nicht hätte müssen hindangesetzet werden; denn weil die Poeten mit ihren Entzückungen sich so breit machen, und von den Musen Eingebungen zu haben vermeynen, so müssen sie auch eine andere Sprache führen; an statt, daß die Personen, so er hier agiren lässet, ordentliche Menschen seyn, und also natürlich und ihrem Character und Zustande gemäß reden solten.

Ubel gewehlte Umstände.

Ferner so drohet Achilles den folgenden Tag abzureisen, und füget ein weitläufftiges, verdrießliches und unnützes Gewäsch hinzu: Wenn Neptunus, saget er, ihme eine glückliche Schiffahrt verliehen, so würde er den dritten Tag in dem fruchtbaren Phtie ankommen, und die Reichthümer wieder finden, so er im Abreisen zurückgelassen, er würde noch andere darzu mitbringen, Gold, Silber, Eisen und schöne Weiber in grosser Menge. Wenn das Gemüthe von einer Passion eingenommen ist, so bekümmert es sich wenig um solche geringe Umstände, und gesetzt sie wären auch natürlich, so ist es doch ebenfalls natürlich sie hinwegzulassen, weil ja ein Poete unter zweyen Dingen, so zugleich in der Natur gegründet seyn, dasjenige auslesen und wehlen

wehlen muß, welches das gröste Vergnügen machet.

Achilles weigert sich auf eine hochmüthige Art die Geschencke des Agamemnonis anzunehmen. Wenn er mir, saget er, alle Schätze gebe, welche in Orchomene und Thebes zu finden, welches die reichste Stadt, welche hundert Pforten hat, deren iede so breit ist, daß hundert Soldaten mit ihren Pferden und Wagen ausziehen können. Man mercket bald, daß dergleichen Particularitäten von der Stadt Theba sich hierher nicht schicken, und daß sie folglich der Poete dem Achilli nicht hätte sollen in den Mund legen. Es ist einer von den grösten Fehlern, welche Homerus begangen, daß er alles, was ihm nur vorkömmet und was er weiß wieder anbringen und demselben eine Stelle geben will, und bekümmert sich doch wenig um den Platz, wo es hinzustellen. Endlich so antwortet Achilles auf die Vorstellungen des Ruhms, mit welchen Ulysses seine Rede beschlossen. Er hält die Ehre und den Ruhm vor ein pur lauteres nichts, und ziehet ein ruhiges und unbekanntes Leben allen Würden der Welt vor. Wer den Achillem sonst kennet, und weiß was

Characteres der Passionen, so nicht in acht genommen worden.

ihn von andern unterscheidet, der kan leicht merken, daß dieses nicht aus der Fülle des Hertzens komme. Und dennoch zeugen seine Raisonemens und Ausdrückungen von nichts als einem verzagten Wesen; mir deucht Homerus würde seinem Helden grössere Ehre bewiesen haben, wenn er mehr Kunst angewendet und denselben hefftiger wider die Ehre perooriren lassen. Wolte man gleich sagen, daß der Thon oder die Stimme, mit welcher Achilles seine Rede vorgebracht, dieses ersetze, so wird man doch damit nicht auskommen; denn wie die Poeten gelesen werden, und sich selbst nicht können hören lassen, so muß man statt des Thons andere Mittel anwenden, und es durch die Ausdrückungen und Vorstellungen selbst anzeigen und zu erkennen geben. Phœnix wird durch den Entschluß des Achillis dergestalt betreten und gerühret, daß er zu den Thränen seine Zuflucht nimmet, und ihn durch allerhand Gründe und Exempel auf andere Gedancken zu bringen sich bemühet: Er erinnert ihn, was er vor Mühe an ihn gewendet, da er klein gewesen, er bittet ihn ums Himmels willen er solle sich doch begütigen lassen, und um ihn vollends zu erweichen, wirfft er sich zu seinen Füssen. Alles dieses würde noch weit beweglicher herausgekommen

seyn,

seyn, wenn es die mit unterlauffenden Fehler nicht verderbet.

Unangenehme Vorstellungen.

Einer unter diesen Fehlern ist, daß Phœnix verdrießliche Umstände gebrauchet, indem er der Kindheit des Achillis gedencket. Wie vielmahl saget er, habet ihr mir wohl auf meinen Schooß gespien, wie die Kinder ihren Ammen und Wärterinnen zu thun pflegen. Die Madame Dacier hat zwar dieses nicht also übersetzet; denn sie hat mit gutem Bedacht diesen Ort unterdrucket, welcher sehr wohl beweiset, daß zwar alles natürlich sey, sich aber doch deswegen nicht gut vorstellen und beschreiben lasse.

Historien sind mit unter die Reden gemischet.

Ein ander Fehler ist es, daß Phœnix zwey lange Historien mit in seine Reden bringet; die erste ist nothwendig nicht an gehörigen Orte angebracht, weil es seine eigene ist, welche Achilles ohne Zweiffel wohl mehr als einmahl wird gehöret haben; die andere schicket sich zwar wohl besser zur Sache, aber sie ist allzuweitläufftig, und hält noch andere Geschichte in sich. Die Commentatores wissen sich über diese lange Geschichte, welche Homerus seinem Alten in den Mund leget, nicht genugsam zu verwundern, wie denn auch in der

That das Alter mehrentheils den Fehler an sich hat, daß es gerne schwatzet und erzehlet. Aber sie bedencken nicht, daß des Homeri Alte, Helden, ja was noch mehr, weise Leute sind; Es war schon genug, daß sich der Poete durch die Reden, so er ihnen beyleget, mercken lassen, daß sie sich zum Alter neigeten, nur hätte er diese Schwachheit, welche das Alter mit sich führet, nicht noch mercklicher sollen zu erkennen geben, gerade als wenn es Personen wären, so man in den Comödien aufführet, welche man mit Fleiß darzu erlesen, um ihre Personen dergestalt zu spielen, damit das Alter lächerlich gemacht würde. Nestorden doch Homerus vor den weisesten und gescheidesten Menschen ausgiebet, machet es an einem Orte wohl schlimmer als Phœnix. Er hält den Patroclum an, der sich weigert niederzusitzen, weil er gern geschwinde fort will, und zum Achilles zurück zu kehren gesonnen. Er schwatzet ihm viel vor, bedauret die Munterkeit seiner Jugend, erzehlet ihm seine ehemahligen Thaten, so er wider die Eleer verrichtet; er trug die Sache nicht nur überhaupt vor; dieses gab ihm kein völliges Vergnügen; er fänget sie von fornen wieder an, und erzehlet den gantzen Ursprung, schmücket sie mit poetischen Zierathen aus, und schweiffet dabey nicht wenig aus. Ich kan

kan es nicht eben sagen, was an diesem vermeynten Helden so wiederig und verdrießlich ist; ich kan nicht eigentlich bestimmen, ob die übergrosse Begierde zu reden, oder ob die Eitelkeit oder die Unvorsichtigkeit allhier einen Eckel erwecket. Phœnix ist zwar in der Erzehlung selbst hier nicht groß zu tadeln, aber er ist doch verdrießlich, welcher Fehler statt der andern alle seyn kan. Endlich da Achilles auf beständiges Anhalten, desselben sich nicht geben, und sich zu nichts bequemen will, so wird der Ajax zornig, und hebet die Zusammenkunfft aus Unwillen auf. Anfänglich richtet er seine Rede an den Ulyssem, und würdiget den trotzigen und hochmüthigen Achillem nicht einmahl so viel ihn anzureden, entfähret ihm ja ein Wort, wodurch er ihm seinen Stoltz aufrücket, so muß man es dem ungestümen und hefftigen Verdruß, der ihn gantz hingerissen, zuschreiben. Nur wolte ich wünschen, daß eines in dieser Rede wäre beobachtet worden: Er hätte zu Ende der Rede eben dergleichen Unwillen sollen zu erkennen geben, welches denn in dem Gemüth des Lesers eben die Bewegung würde unterhalten haben, welche das übrige schon hervorgebracht.

Eine Rede muß gleichförmig seyn, und immer übereinstimmen, | Gleichförmigkeit der

Rede. wie alle übrige Stücke des Gedichts; sie muß von ihrem Charakter nicht abweichen; absonderlich müssen am Ende der Rede viel lebhafftere Vorstellungen seyn, welche die allerkräfftigste und nachdrücklichste Uberzeugung verursachen, wenn der Grund der gantzen Rede nach der Beredsamkeit soll eingerichtet seyn. Diese Regel ist von dem Ulysse wohl beobachtet worden. Wie die gantze Rede patherisch, so muste auch das Ende derselben beweglich heraus kommen. Allein dieses letztere ist von dem Ulysse nicht in acht genommen worden. Denn seine Rede klinget zu Ende gantz anders. Er hätte eben den Verdruß und Unwillen, welchen er in der gantzen Rede von sich blicken lassen, auch am Ende derselben zu erkennen geben sollen. Es ist hier mit dem Gemüthe beschaffen, als wie mit den Ohren in der Musique. Ein Lied muß aus einem gewissen Thone gehen, auch in demselben sich endigen, sonst thun uns die Ohren wehe. So muß auch eine Rede einerley Bewegung haben, und auch am Ende dieselbe bezeigen, sonst wird das Gemüth abgeschreckt und verdrießlich gemacht.

Gleiche Reden, so doch

Hier wolte ich diese Materie beschlossen haben, wenn ich mich nicht

ver-

verpflichtet zu zeigen, daß unter den zweyen Reden, darinne Agamemnon seine Soldaten und Officirer zur Flucht bereden will, die erste verstellet, die andere aber aufrichtig sey. Die Madame Dacier hat zwar eine gantz andere Meynung; sie meynet Agamemnon habe sich in allen beyden nur so angestellet. Sie hat aber keine andere Ursache als diese, daß sie beyde einerley seyn; die gute Meynung, so sie von dem Homero hat, bringet sie auf diesen Schluß. Sie meynet derselbe hätte seine Reden verändern müssen, wenn das Absehen derselben wäre unterschiedlich gewesen. Ich halte aber meine Ursachen vor trifftiger, so ich zu Bestätigung meiner Meynung vorbringe. Agamemnon ist in dem andern Buche des Sieges gantz versichert, er verlässet sich auf den Traum, welcher von dem Jupiter herrühret, er versammlet die Kriegs-Obristen, stellet ihnen vor, wie er gesonnen die Soldaten zu prüfen, zu dem Ende wolle er sie zur Flucht ermahnen, und sie auf solche Weise berücken, damit sie die furchtsamen u. feigen, so seine Rede nach dem Buchstaben verstanden, anhalten und ihnen einen Muth zusprechen könten. Nachdem er diese Anstalten gemacht, so redet er auch würcklich die Soldaten an, und

unterschiedliche Absichten haben.

rathet ihnen unvorsichtiger weise die Flucht zu ergreiffen, er stellet ihnen vor, wie es der würckliche Befehl des Jupiters sey. War es wohl in ihrem Vermögen sich nicht zu ergeben, da sie schon neun gantzer Jahr im Felde gestanden und des Krieges müde und überdrüßig waren? Im neunten Buche aber ist ein gantz anderer Zustand, die Griechen waren von dem Hector aus ihrer Schantze gejaget und biß an ihre Schiffe zurück getrieben worden; Agamemnon giebet die gantze Armee verlohren, daher träget er bey solchen Umständen den Krieges-Häuptern vor, sie sollen die Belägerung der Stadt Troja aufheben; es ist ja wahrscheinlich, daß dieser Vortrag damahls recht sey gemeynet gewesen, denn Homerus würde sonst wohl erinnert haben, daß es nur eine Probe gewesen, zudem so würde ja wohl noch einer unter den Officirern daran gezweiffelt haben, und dieses um so viel desto mehr, weil sie schon dergleichen Reden gehöret hatten, welche nur verstellet gewesen. Inzwischen so setzet niemand hier auf seine Reden einiges Mißtrauen noch ziehet seine Aufrichtigkeit in Zweiffel, Diomedes hingegen mutzet es ihm hoch auf und wirfft ihm sein verzagtes Wesen vor, der weise Nestor giebet dem Diomedi hierinne Beyfall, rühmet seine Freymüthigkeit,

und

und Agamemnon stecket dieses ein und rechtfertiget sich nicht. Man erwege doch die vorgefaste Meynung, so man von dem Homero heget, und setze ihr alle diese Ursachen entgegen, ich zweiffele, ob der Ausschlag gleich seyn werde, vielmehr besorge ich, daß der gezeigte Fehler nicht eben allzuvortheilhaffte Gedancken von dem gantzen Werck erwecken werde.

Von den Gleichnissen.

In einem Gedichte bedienet man sich der Gleichnisse entweder eine lebhafftere Vorstellung zu machen, oder deutlichere Begriffe zu geben, oder das Gemüth durch edle und angenehme Bilder zu ergötzen, oder bloß die Erzehlung zu verändern, welche ohne dieses Hülffs-Mittel sehr trocken und immer einerley seyn würde. Ich will sehen, ob Homerus nach diesen dreyen Absichten seine Gleichnisse eingerichtet, ich will nach denjenigen Zweck, welchen er sich hätte vorstellen sollen, dessen Schönheiten und Fehler prüfen und sie von einander unterscheiden.

Erstlich sollen die Gleichnisse das flüchtige Gemüth anhalten, daß

Fehler der Homeri-

schen Gleichnisse.

es bey der Haupt-Sache stille stehe, sie sollen dasselbe aufklären und die Dinge deutlicher machen. Allein dergleichen Gleichnisse sind in dem Homero nicht anzutreffen; die Gleichnisse, so er vorbringet, verwirren mehr das Gemüth durch häuffige Umstände, welche mit der Sache keine Verbindung haben. Die Vergleichung der Beine des Menelai mit dem mit Purpur bemahlten Helffenbein soll mir zum Exempel und zum Beweise dienen. Eben wie der weisseste Helffenbein, welchen eine Frau aus Meonien oder Carien mit dem schönsten Purpur bemahlet und die Buckel an dem Gebiß eines Pferdes daraus verfertiget, welches sie mit grossem Fleiß verwahret, doch aber einigen prafen Cavalieren weiset, welche es zugleich bewundern und beneiden, aber keinem zukommen lässet, sondern vor einen Fürsten oder König aufbehält, weil es kein gemeiner Schmuck, sondern zugleich das Pferd schmücket und den Reuter zieret. So sahen damahls, o vortrefflicher Menelae, eure Beine aus, als sie mit dem schönen Blute, so biß auf eure Füsse herabfloß, bemahlet und besprützet waren. Dieses Gleichniß ist von dem Perrault schon angegriffen worden, und zwar nicht mit Unrecht, wie er aber im Uberſetzen geschlä-

schlägelt und ein Wort nicht verstanden, so haben sich die Gelehrten dieses Fehlers zu ihrem Vortheil bedienet und gemeynet, wie trefflich sie den Homerum retteten, wenn sie dem Perrault dieses Versehen hoch aufmutzeten. Sie bedachten aber dabey nicht, daß dieser Irrthum nichts zur Sache thue, und der Ausschweiffung dieses Gleichnisses nicht zu statten komme; denn dieses ist allein das Belachens-würdige, so man darinne antrifft. Was mich angehet, so glaube ich nicht, daß ich eben diesen Vorwurff hören müsse, als hätte ich diesen Ort verhuntzet; denn ich bediene mich nur der Worte der Madame Dacier, welche offt den Homerum mehr verbessert als verdirbet, man mag auch sagen, was man will, sie mag sich gleich rühmen, daß sie sich beflissen bey dem Wort-Verstande im Uberseetzen zu bleiben, so wird sie dessen mich doch nicht überreden; ihr Geschmack und Urtheil thun ihr offt Gewalt an, und könte man ihr wohl mit gutem Fug und Recht vorwerffen, daß sie an vielen Orten nicht treulich übersetzet, und von dem Original abgegangen, welches demselben aber nicht nachtheilig ist.

Es sind Gemüther, welche gar zu genau seyn wollen, und welchen keine

Nutzen der Gleichnisse.

keine Gleichnisse anstehen. (31) Sie können sich nicht einbilden, daß dieselbe uns eine Sache klar und deutlich machen, indem sie ja sehr un- vollkom-

(31) Allein diese nachdenckliche eigensinnige Köpfe, welche nichts von verblümten Redens-Arten und Gleichnissen wissen, sondern alles plat und eigentlich ausdrücken wollen, bedencken nicht, daß es auch nicht einmahl möglich sey, alles eigentlich vorzustellen, und daß auch ein Philosophe zu Gleichnissen seine Zuflucht nehmen müsse. Alle Wahrheit muß deutlich gemacht und ad sensiones gebracht werden. Wie will aber dasselbe recht deutlich können vorgestellet werden, was nicht in die Sinne fället? Darum müssen die Gleichnisse hier zu Hülffe kommen, welche dasjenige, was den Sinnen unbegreifflich, erkäntlich machen. Der P. Lamy hat deswegen unsere Rede in seiner L'Art de parler in einem gar geschickten und artigen Gleichnisse vorgestellet. Dieselbe, saget er, sey nichts anders als ein Abdruck des Originals; die Zunge sey der Pinsel, die Worte die Farben, wodurch entweder alle sinnliche Dinge abgeschildert würden, oder dasjenige, was von den Sinnen nicht könne begriffen werden, durch allerhand Gleichnisse in die Nähe gestellet würde. Dahero nicht alle verblümte Redens-Arten in Gleichnisse als Zierathen, welche man den Poeten und Rednern überlassen müsse, zu verwerffen, son-

vollkommen; und sey also viel besser die Sache selbst nur platt vorzustellen, als zu solchen zerstümmelten Gleichnissen seine Zuflucht zu nehmen, welche zu nichts anders dieneten, als daß sie die Sache verwirreten. Dieses ist wahr philosophischer Weise zu reden; allein in der Poesie findet es nicht statt, sondern ist gantz falsch. Denn die Poeten sollen nicht so wohl darauf dencken, wie sie genaue und eigentliche Begriffe geben, sondern sie haben bloß dahin zu sehen, wie sie lebhaffte Vorstellungen machen mögen, ob dieselbe gleich ein wenig verwirret sind. Wohlauserlesene Gleichnisse thun diese Würckung. Die Einbildungs-Krafft ergreift zwey Objecta auf einmahl, sie vermehret und ver-

---

dern nur diejenigen, welche von schwärmenden Poeten gemacht worden, welche ihren unbezähmten Trieb nicht mäßigen noch ihren Einfällen durch eine Logique Ziel und Maaß setzen können. Und weil die meisten Poeten so greulich phantasiren, und einen liberum Spiritum dem ruhigen Wesen der Vernunfft vorziehen, woraus nothwendig ein leeres eiteles Gewäsch erwächst, so ist kein Wunder, daß dogmatische Gemüther und philosophische Geister alle poetische Gedichte als einen Clinqclaus ansehen. Siehe die 7te Anmerckung.

vervielfältiget selbst gern die Relationes und Verbindungen, so sie in denselben findet, ob sie gleich unvollkommen sind, sie machet keine Ausflüchte, es wäre denn, daß man sie allzumercklich verirrete und in Abwege verleitete. Man muß zwar gestehen, daß Homerus hierinne nicht allzu behutsam verfähret, und in die Dinge, so er vergleicht, wiedrige Umstände mischet, wenn die Vergleichung nur in einem eintzigen Stücke zutrifft, so lässet er es dabey bewenden, und träget kein Bedencken solche Sachen mit hineinzubringen, welche ihr nicht gleich kommen. Ferner, so müssen auch die Gleichnisse das Gemüth erheben und ergötzen. Was nun diese betrifft, so muß man gestehen, daß Homerus darinne ziemlich reussiret. Seine Gleichnisse haben alle Hoheit, Vortrefflichkeit und Annehmlichkeit. Die Majestät der Götter, der Glantz der Gestirne, das Wüten und Toben der Wellen, und das Rasen der Winde, die Begierde der Jäger und Hunde, der Muth und die Stärcke der Löwen, die Wachsamkeit der Hirten, die Folgsamkeit und das schüchterne Wesen der Heerde müssen stets herhalten; dieses sind seine gewöhnliche Bildnisse, und was konte er höhers und angenehmers auserlesen? (32) Inzwischen beschul-

(32) Unser Auctor redet hier viel von der Hoheit

beschuldiget man ihn doch einer Niedrigkeit: Zum Exempel wenn er den Ajax, der mit vielen Streitern und Feinden umgeben ist, und sich

und Niedrigkeit in der Rede. Es ist auch gewiß, daß in einem Gedichte was hohes seyn, und sich darinne nichts niedriges ereignen müsse. Es ist auch kein Zweiffel, daß die Gleichnisse zu dem Sublimi vieles beytragen. Mr. de la Motte schreibet ihnen eben die Würckungen zu, welche Longinus in seinem hiervon geschriebenen Tractat dem Sublimi zuschreibet. Die Beschreibung, so davon Longinus giebt, trifft auch mit der Beschreibung der Gleichnisse überein. Denn Cap. V. de Sublimi, sagt er, es wären diejenigen Stellen, welche in uns die Seele erhüben. Daß ein Sublime sey gebe ich gern zu; daß man auch in abstracto davon vieles reden und schreiben könne, kan ich auch nicht läugnen; Allein in Concreto ist doch die Sache sehr dunckel. In abstracto hat zwar der Longinus eine gute Beschreibung davon gemacht, aber nicht in concreto, deswegen er auch vielen so dunckel u. unvernehmlich scheinet. Es klinget zwar vortrefflich schön: das Sublime erhebet die Seele, es bläset grosse Gedancken ein, es machet die Poeten wegen ihrer vollkomenen Ausdrückung unsterblich. Allein was heisset niedrig, was heisset hoch, was heisset die Seele erheben, hohe Gedancken einblasen, was bedeutet eine voll-

wider seinen Willen retiriren muß, mit einem Esel vergleicht, welchen die Kinder mit Steinen von einer Wiesen jagen, und der noch das Graß frisset,

kommene Ausdrückung? Hier steckt der Knoten. Was diesem Wunder-würdig scheinet, kömmet dem andern kindisch vor. Der gout der Menschen ist unterschieden. Jeder meynet er spitze die Ohren am besten, und höre am subtilesten. Die Worte niedrig und hoch beziehen sich worauf, es stecket eine Relation darinne. Was diesem niedrig, scheinet dem andern hoch, und was jenem hoch, scheinet diesem niedrig zu seyn. Allein das Sublime erhebet die Seele? Ist das nicht deutlich genug? Ich höre dich zwar aus dem Longino also reden, allein ich bin damit noch nicht zufrieden. Sage mir wie hoch? das wirst du mir nicht sagen können. Es kömmet hier alles auf das Temperament, Auferziehung, und Gewohnheit an. Demjenigen, wer den Livium gelesen, kommet der Cornelius Nepos sehr gering, gemein und niederträchtig vor. Die Mademoiselle Scudery gieng mit lauter Hof-Leuten um, daher empfunde sie an allen bürgerlichen Gesellschafften einen Eckel. Wer erst aus des Virgilii Schule kommen, und sich an dessen hochtrabende Worte gewöhnet, dem wird ein Silius Italicus nicht gefallen. Wer sich in des Caspar von Lohensteins Schrifften verliebet, dem gefällt kein Hoffmanns-

frisset, indem er davon läufft. Den Criticis ist es seltzam vorgekommen, daß er hierzu einen

waldau und noch vielweniger das natürliche Wesen des Herrn von Canitz. Wer des Rothmahlers Oratorische Baum-Schule gelesen, und sich an dessen vilirlichen Aufzügen, unnatürlichen Ausdrückungen und affectirten Wesen vergaffet, dem wird ein Herr von Besser nicht anstehen. Wer die Frantzosen gelesen, der verachtet die auf Steltzen gehenden Spanier. Ich glaube nicht, daß iemand heutiges Tages Beyfall finden würde, der seine Gleichnisse nach dem hohen Liede Salomonis einrichten wolte. Unser Auctor hat Raison, daß es eine willkührige Sache sey, was man vor eine Idée mit einem Dinge verknüpfen wollen. Bey diesem Principio hätte er bleiben sollen, so würden ihm die Fehler, welche des Homeri Gleichnisse haben, nicht so groß vorkommen seyn. Die Madame Dacier hat ja selbst zugestanden, daß das was uns an dem Homero mißfalle, ehedessen vor was sonderliches und hohes gehalten worden. Dahero wundere ich mich nicht, daß uns die Gleichnisse der Alten nicht anstehen und uns offt so abgeschmackt vorkommen. Der Alten ihre vielfältigen Relationes sind uns nicht alle bewust. Wir halten uns bloß an einen Umstand der uns wiederig scheinet, da wir doch den rechten Punct nicht einmahl treffen.

Esel gewehlet, und in diesem Puncte haben sie ihn auch angegriffen. Ich glaube aber nicht, daß sie darzu Ursache haben. Denn der Begriff der Niedrigkeit, welchen man mit dem Esel verknüpffet, ist willkührig, in Griechenland konte man eben so vernünfftig einen Esel hochachten, als wir ihn hier verachten. Ungeachtet man also hier dem Homero helffen und ihn rechtfertigen könne, so machet mich doch dieses Gleichniß ein wenig stutzig, daß er die Kinder mit der Wuth der Feinde, und den Esel, der sich an nichts kehret, sondern fort frisset, mit dem Ajax vergleichet, welcher eine beständige Tapferkeit zeiget. Denn zu allen Zeiten und in allen Ländern treffen diese Bilder nicht überein, man vergleicht nicht allenthalben diese Dinge wohl und füglich mit einander. Ich weiß wohl, daß man sich einbildet, es stecke in den Gleichnissen, da man von hohen Dingen auf niedrige fället, und sich herabläßet, eben so viel Kunst, als in denen, da man sich von den niedern und geringen zu den hohen hinaufschwinget. Allein diese Maxime scheinet mir falsch zu seyn, wenn man die Absichten eines Epischen Gedichtes erweget. Denn wenn die Seele einmahl erhaben ist, so will sie die Impression nicht gerne fahren lassen und einbüssen, welche derselben Ei-

gen-

gen-Liebe schmeichelt, wie solches offt in solchen Gleichnissen geschiehet, darinne man von hohen Dingen auf niederträchtige herunter fället, hingegen meynet die Seele viel zu gewinnen, wenn das Gleichniß höher ist, als die Haupt-Sache. Also halte ich davor, es sey eine grössere Kunst geringe Dinge mit grossen zu vergleichen, ja ich wolte fast sagen, man solle sich hüten grosse Dinge mit geringern in Vergleichung zu bringen, es wäre denn Sache, daß dergleichen geringe Dinge durch ihre Annehmlichkeit die Sache wieder gut macheten und also das was ihnen fehlet, ersetzeten.

Es ist zwar nothwendig die Gleichnisse zu verändern, aber gefährlich derselben allzuviel zu gebrauchen.

Letzlich kömmet es darauf an, daß man in einem Gedichte nicht immer mit einerley Gleichnissen aufgezogen komme, sondern vielfältige hinein bringe. Von dieser Sache kan man zwey Regeln geben: Erstlich muß man diejenigen Bilder und Idéen darzu gebrauchen, welche am meisten von einander unterschieden sind; ferner so muß man sie in der Erzehlung dergestalt eintheilen, daß sie einander nicht gar zu nahe sind, damit man den Leser nicht überdrüßig mache. Wenn man dieses nicht beobachtet, so spielet man immer eine Leyer, wovor

man sich hüten soll. Es würde nicht genug seyn in den Bildern abzuwechseln und die Umstände zu verändern, da doch der fonds immer einerley bliebe, denn dieser rühret am meisten. Gesetzt ich brächte immer das Bild des Wolfes und der Heerde aufs Tapet; bald stellete ich vor, wie der Löwe die Heerde fräsße, und den Schäfer in die Flucht brächte; bald sagte ich, wie ihn der Schäfer nöthigte sich zu retiriren, daß er bey der Nacht eine Heerde belagere, oder auch wohl am hellen Tage die gantze Vieh-Weide mit Schrecken erfülle, so wird man es mir doch wenig Danck wissen, daß ich den Löwen und die Heerde unter so unterschiedlichen Gestalten vorgebildet und auf so mancherley Arten ins Gesichte gestellet, so grossen Eckel man auch drüber empfinden würde, daß ich diese Idéen allezeit wieder auf den Platz gebracht.

Eben dieses hat man auch zu besorgen, wenn man gar zu eine grosse Menge Gleichnisse anführet, deñ an statt daß derselben mäßiger Gebrauch das Gemüth, welches durch die Erzehlung ermüdet ist, wiederum erfrische, so wendet sich das Blat, und das Gemüth muß sich bey der Erzehlung wiederum erholen, indem es der vielen Gleichnisse satt und überdrüßig worden. Man ver-

vergisset die Sache selbst, wenn sie mit so vielen Zierathen umgeben ist.

Wenn diese Regeln ihre Richtigkeit haben, so hat Homerus zwey wichtige Schnitzer begangen. Offt vergleicht er einerley Dinge mit einander, und gar wohl drey oder viermahl auf einem Blat; eben als wenn seine Imagination, wenn sie einmahl durch ein objectum gerühret worden, ihm kein anders in den Weg stellete. Ferner so bringet er auch seine Gleichnisse so häuffig vor. Zu Ende des fünfften Buchs sind derselben wohl fünffe zu finden, welche dem Gemüthe einen Eckel erwecken. Ich sehe hier zum voraus, daß man mir vorwerffen könte, daß ich mich selber widerspräche. Vor habe ich gesagt, daß die Gleichnisse dem Homero ziemlich wohl gerathen, und daß er durch dieselbe die Seele zu erheben und zu ergötzen suche, nun aber sage ich, daß er dadurch einen Eckel verursache. Wie soll man diese zweyerley Würckungen zusammen reimen? Ich verlange nichts mehr, als daß man mit mir nach der Billigkeit verfahre, und bedencke, daß ich die Sache auf unterschiedliche Art anschaue und betrachte; lobe ich den Homerum, so stelle ich mir vor, wie er so gut gewehlet und seine Bilder so artig ausgelesen, ich dencke aber alsdenn eben nicht dran, daß er die

Gleichnisse so offt wiederholet und sie so häuffig vorgeschüttet; tadele ich ihn aber, so erinnere ich mich, daß er nicht zu verändern und abzuwechseln gewust, ich habe den tadelhafften Uberfluß in meinen Gedancken. Aus diesem Grunde wird man mich an vielen Oertern entschuldigen können, da man mir dergleichen Einwürffe machen könte.

Von den Sinn- oder Lehr-reichen Sprüchen des Homeri.

Diese Sententzen oder Sprüche verursachen in einem Gedicht eine zwiefache Würckung; sie zieren es aus, und bringen demselben eine Nutzbarkeit zuwege. Nachdem das Exempel die Imagination gerühret, das Hertz beweget und warm gemacht, so werden sie durch dieselbe dem Verstande tieffer eingedruckt, und von dem Gedächtniß angenommen. Ein geschickter Poet lässet es hieran nicht fehlen, er streuet in seinen Wercken allenthalben welche mit unter, giebet, so viel es die Vernunfft erlaubet, ihnen allen Glantz und Zierde, welche dem Leser ein Vergnügen verursacht, daß er sie desto leichter behält. Denn wären

ren diese Sententzen nur allein nützlich, so würde der Leser, der da mehr auf das Vergnügen als die Vollkommenheit siehet, an denselben einen Eckel haben, wenn ihn aber derselben Schönheit erst angelocket und eingenommen, so kan er auch leicht dahin gebracht werden, daß er an derselben solidité einen Gefallen hat, und sich dieselben zu Nutze machet.

Die Sententzen müssen zu rechter Zeit angebracht werden, und sich zur Sache schicken.

Derhalben müssen die Sententzen an fügliche und gehörige Oerter gesetzet werden, und sich auch zur Sache wohl schicken; sie sollen zierlich und kurtz seyn und dabey einen grossen Verstand haben. Sie müssen an ihren füglichen und bequemen Stellen stehen, das ist, sie müssen mit den Handlungen und Begebenheiten, von welchen man redet, übereintreffen. Denn wenn der Verstand gewahr wird, daß sie nicht in der Erfahrung gegründet sind, so hält er sie vor abgeschmackt, und können also keine Eindrückung verursachen. Zum Exempel: Homerus ist mit diesem Spruche: **Die Vielheit der Könige ist nicht gut** an einem unbequemen Orte und zur Unzeit aufgezogen gekommen. Ulysses bedienet sich dessen, um die Soldaten, welche auf Ordre des Agamemnonis sich auf

ihre Schiffe retiriret, zurück zu halten: Denn die Ordre, so Agamemnon ausgestellet, muste um so vielmehr respectiret werden, weil Agamemnon sie vor dem würcklichen und absoluten Befehl des Jupiters ausgegeben. Gehörte es wohl hieher zu zeigen, daß nur ein Haupt nöthig sey, hätten nicht vielmehr die Soldaten diese Maxime wider ihn selbst gebrauchen und ihm mit seinem eigenen Spruche das Maul stopffen können? Die Vielheit der Könige, sagst du, ist nicht gut, warum setzest du dein Ansehen und Gewalt der Macht unsers Königes entgegen? Wir gehorchen ihm, indem wir fliehen, du aber erkühnest dich ihm allein zu widerstehen und uns zurück zu halten. Eine solche Maxime, welche an so unfüglichem Orte sich befindet, erlanget keinen Glauben, ja sie verlieret allen Credit, weil sie zur Unzeit angebracht worden.

Worinne die Vollkommenheit der Sprüche bestehe.

Die Sprüche müssen gleichfals auch zierlich und kurtz seyn und einen grossen Verstand in sich haben. Die Zierlichkeit giebt ihnen die Schönheit, die Kürtze den Nachdruck, und der hohe Verstand ertheilet ihnen den Werth. Homerus bedienet sich offt solcher Sprüche, welche dergleichen Vollkommenheit haben. Helenus ist inständigst

digst an den Hector heraus, er soll wieder in Troja sich begeben, er saget ihm von grossem Unglück, so ihm begegnen würde, wenn er bey seinem Vorsatz ausser den Mauren zu bleiben, einem gensinnig verharre. Hector antwortete ihm: **Es sey die beste Wahrsagung und Vorbedeutung, wenn man vor sein Vaterland stritte.** Man wird schwerlich was kürtzers, zierlichers und verständigers antreffen. Patroclus sagte an einem andern Orte zu dem Merion, der sich gelüsten ließ in dem Streite den Æneam zu schimpffen: **Bey Rathschlägen verlanget man Worte, aber im Kriege Actiones.** Diese Maxime ist ohne Zweiffel sehr schöne, und wäre zu wünschen, daß sie Homerus nicht hindangesetzet, und aus dem Gesicht gelassen, er würde uns aller Reden überhoben haben, welche den Streit unterbrechen. Allein es ist ein Unglück, daß die Poeten nicht allemahl zum besten schliessen und pro & contra reden, nachdem ihre Imagination ihnen die Sachen vorstellet. (33) Und weil sie meistentheils

(33) Dieses alles zeiget an, daß eine gute Logique einem Poeten zustatten kommen müste, welche seiner Imagination Ziel und Maaß setzet und das überflüßige so dieselbe hervorbringet, retranchiret. Stehe die 7. und 11te Anmerckung.

theils ihre Gedancken nicht nach gewissen Gründen einrichtem, so ist kein Wunder, wenn sie offt sich widersprechen und sich selbst widerlegen, und es nicht einmahl mercken. Alle Maximen der Iliade haben nicht diese Schönheit. Es sind darinne allerhand gemeine und Trivial-Sprüche zu finden; darunter gehöret auch dieser: **Wenn die Menschen einen nüchtern Magen haben, so sind sie nicht so starck, als wenn sie gegessen.** Es sind auch darinne Sprüche zu finden, welche allzulang sind: dahin gehöret dieser: **Mit der Geschicklichkeit richtet man offt mehr aus als mit der Gewalt.** Dieses war zu einem Spruche schon genug. Homerus füget aber noch hinzu: **Ein Wagner reussiret in seiner Kunst nicht so wohl mit force als gewissen Kunst-Griffen. Ein Steuermann errettet sein Schiff mitten im Sturme, nicht aber durch seine Stärcke, sondern durch seine Geschicklichkeit und Hurtigkeit. Und durch List und Geschwindigkeit kömmet ein Kutscher dem andern zuvor;** dergleichen Trivial-Sprüche erwecken einen Verdruß und Eckel, weil sie nichts lehren. Man will die Zeit mit solchen Dingen nicht verderben, welche sich nicht der Mühe belohnen. Die langen Sprüche ver-

ursa-

ursachen diesen Verdruß, weil sie nichts zu gedencken und nachzusinnen übrig lassen. Man muß allezeit auf des Lesers Vergnügen bedacht seyn, und denselben menagiren, doch aber der Klarheit und Deutlichkeit nichts vergeben.

Was vor eine Wahrheit in den Sprüchen seyn müsse.

Obgleich die Wahrheit ein wesentliches Stücke der Sprüche zu seyn scheinet, so hat man doch unter solchen Sprüchen, welche der Poet vor sich selbst saget, und welche er seinen Personen, so da in seinem Gedichte die Aufzüge machen, in den Mund leget, einen Unterscheid zu machen. In solchen Sprüchen, welche der Poet vor sich vorbringet, muß die Wahrheit genau beobachtet werden, weil er verbunden ist richtig zu gedencken. In diesen Stellen muß er sehr vorsichtig seyn; denn ie mehr Urtheil er hierinne blicken lässet, ie mehr Ansehen wird er erlangen, ie schlechter Judicium er aber zeiget, ie schlechtern Credit wird er auch haben in den übrigen. Was aber die Sprüche angehet, welche er seinen Personen in den Mund leget, so ist schon genug, wenn sich die Wahrheit nur auf was gewisses beziehet, oder daß in derselben eine gewisse Relation stecket, das ist, daß sie mit der Würde und Character des redenden übereintrifft. Dergestalt bekäm-

kümmert sich der Poet nicht, ob die Maxime wahr sey, sondern ob sie nur den Character und die Passion desjenigen, so sie ausspricht, ausdruckt und vorstellet. Also ist eine wahre Maxime zu tadeln, wenn sie ein solcher in dem Munde führet, der nicht im Stande ist, sie zu überlegen, eine falsche Maxime hingegen ist von einer solchen Person nicht unangenehm zu hören, weil ihr die Begierde den Verstand geblendet, welchen Betrug eine solche obwohl falsche Maxime unvergleichlich abbildet.

Von den Ausdruckungen.

WAs die Farben in der Mahlerey, das sind die Ausdrückungen in der Dichtkunst. (34) Gesetzt ein Bild wäre noch so klüglich ausgesonnen, es wäre ein genauer Abriß davon gemacht worden, die Farben aber gäben den Objectis nicht ihre rechte Gleichheit und Aehnlichkeit, so würde es doch nichts nutzen. Eben so würde es auch nicht genug seyn, daß in einem Gedichte die Handlung wohl ausgedichtet und erlesen, die unterschiedliche

(34) Siehe das aus dem Lamy entlehnete und ausgeführte Gleichniß in der 31. Anmerckung.

che Theile in gute Ordnung gebracht, und mit dem bon sens und der Natur übereintreffen, wenn nicht die Ausdrückung darzu kömmet und dem gantzen Werck ein Leben giebet, so bleiben die andern Schönheiten so darinne sind, fast ohne Würckung, und gehen so zu sagen verlohren. Ein Werck welches verfertiget worden in der Meynung uns zu vergnügen, und uns zu gefallen, hat ohne diese Schönheit, welche darinne bestehet, daß die Ausdrückungen mit der Materie übereinstimmen, niemahlen bestehen können; und obgleich dogmatische Wercke dessen überhoben seyn können, weil sich der Autor nur vorsetzet zu lehren und zu unterrichten, und der Leser keinen andern Zweck hat, als daraus zu lernen, so unterlässet man doch nicht zu bedauren, wenn die Annehmlichkeit der Sprache darinne fehlet. Denn es ist ja nicht eben gleich viel wie man sich ausdrucket. Denn wenn die Ausdruckung nicht den Gedancken hilfft, so schadet sie denselben, und wenn sie nicht gefällt, so ist sie verdrießlich. Die Synonyma in einer Sprache sind nicht vollkommen; ein Wort schliesset nicht eben den Verstand und Sinn in sich, den das andere in sich hält; in einem Worte stecken nicht so viel Umstän-

Nothwendigkeit der Ausdrückungen.

Umstände als in dem andern; Jede Redens-Art drücket eine besondere Manier aus die Dinge zu erkennen und einzuschauen. Aus diesen Principiis mache ich den Schluß, daß weil es dem Homero mit seinem Werck so wohl gelungen, indem er so wohl zu seiner als auch der nachfolgenden Zeit Approbation gefunden, so muß er seine Sprache wohl geredet, dieselbe zum lebhafften und sinnreichen Gebrauch angewendet und seine Dichtereyen gar wohl und geschickt angebracht und gültig zu machen gewust haben. Ich glaube, an dieses allgemeine Vortheil müsse man sich halten, und es dabey bewenden lassen, nichts aber genau und eigentlich determiniren. Selbst den gelehrtesten würde es als eine grosse Verwegenheit auszulegen seyn, wenn sie sich deswegen in genauere Umstände einlassen wolten. Wer hat doch die abgestorbenen Sprachen so inne, daß er alle Delicatessen, Nettigkeiten, Annehmlichkeiten und Nachläßigkeiten derselben erkennen und spüren, und alles das was natürlich glücklich oder gezwungen heraus kommet, wissen und unterscheiden solle? Derjenige trete hervor, der das juste zu errathen sich getrauet, was Virgilius in seiner Æneïde würde gebessert haben, wenn er Zeit gehabt das Werck vollkommen zu Ende brin-

bringen können. Hat niemand so vollkommene Wissenschafft, daß er dessen Fehler entdecken und sie schätzen könne, so glaube ich auch nicht, daß iemand zu finden sey, der alle geschickte Züge und Figuren nach dem Masse ihrer Vollkommenheit anzuzeigen wisse, denn dieses erfordert so wohl eine unendliche Erkäntniß als das vorige. Das ist gewiß, daß kein Scribent ohne allen Tadel sey, welchen man nicht solte vorwerfen können, daß er es in der Ausdrückung versehen, es sey auch eine Sprache, welche es wolle. Solte man in den Büchern, so in den lebendigen Sprachen (35) geschrieben sind, heutiges Tages keine Fehler antreffen? Ich meyne mehr als zu viel. Wie sollen wir uns aber dabey verhalten? Wir sollen die Fehler zugestehen, ungeachtet sie durch die Annehmlichkeiten ersetzet werden; ich bin aber versichert, daß wenn unsere heutige Sprachen, zum Exempel die Frantzösische oder Deutsche abstürben, und eine darun-

(35) Was der Auctor hier von der Frantzösischen Sprache erwehnet, das kan von allen anietzo in Europa lebenden Sprachen gesaget werden. Daher wird man mir nicht verdencken, wenn ich hier und in dem folgenden was geändert. Denn ich übersetze zum Nutzen meiner Landes-Leute.

ter die Sprache der Gelehrten würde, was meynet man, solte es wohl nicht alsdenn den allergeschicktesten fehlen, so weit fehlets, daß sie wie wir anietzo die Fehler und Annehmlichkeiten dieser Sprachen erkennen solten, absonderlich an solchen Oertern, welche einige loben und andere tadeln. In solchen Umständen befinden sich die allergeübtesten in der Griechischen Sprache, wenn sie von den Ausdrückungen des Homeri ein Urtheil fällen wollen. Vielleicht erkennen sie die Schönheiten und Nachläßigkeiten. Aber vielleicht auch nicht, vielleicht werden sie betrogen und in Irrthum verleitet, wenn sie mit ihrem Urtheil heraus gehen, und es wagen den Ausdrückungen den eigentlichen Preiß und Werth beyzulegen. Denn sie müssen gewärtig seyn, daß sie alle Augenblick sich vergehen, indem sie dasjenige vor einen Fehler ansehen, was doch eine Schönheit ist, und das als eine Schönheit erheben, was wohl ein Fehler ist.

Gelehrte sind über den Wort-Verstand nicht einig.

Ich will einen Ort anzeigen, darinne ich die Gelehrten verdächtig halte, daß sie sich in demselben betrogen. Als der Glaucus u. Diomedes das Bündniß, welches unter ihren Vorfahren gewesen, wiederum erneuret, so tauschen sie mit einander und verwechseln ihre Waffen,

fen, zum Kenzeichen ihrer angefangenen Freundschafft. Glaucus giebet seine kostbaren Waffen weg, und bekommet des Diomedis seine, welche von geringem Werthe waren. Homerus saget, nach einiger Vorgeben, daß der Jupiter dem Glauco allen Witz benommen, weil er, wie sie meynen, in dem Tausche zu kurtz kommen und sich betriegen lassen. Wenn man der Mad. Dacier nachgehen und nachtreten will so giebet Homerus hiermit zu erkennen, daß Jupiter die Tapfferkeit des Glauci vorstellen wollen; diese Dame hat hier viel edlere und höhere Gedancken, sie meynet er habe dadurch seine Großmüthigkeit wollen blicken lassen, daß er den Verlust nicht geachtet. Ihrem Bedüncken nach soll die Griechische Ausdruckung beydes bedeuten. Allein ich gestehe gar gerne, daß ich solches nicht glauben kan. Würde es dem Poeten wohl zu gute zu halten seyn daß er so nachläßig gewesen, und dadurch zu zweyen widerwärtigen Urtheilen, so man von der Handlung des Glauci würde gefället haben, Gelegenheit gegeben haben? War es denn eben viel ihn vor dumm oder großmüthig auszugeben. Was mich betrifft, so habe ich vor dem Homero einen vortheilhafftigern Begriff, seine Ausdrückung scheinet vermuthlich nur eine Sache anzu-

zeigen, absonderlich an dem Orte da sie stehet, ob man sie gleich in dem nachfolgenden in einem gantz andern Gebrauch anzuwenden und anzunehmen. Man beweise mir das Gegentheil, der Beweiß wird allemahl wider den Homerum ausfallen. Man giebet vor, daß diese Ordre zugleich vier unterschiedliche Dinge in sich halten soll. Es ist ein schön Geheimniß, fähret man fort, so viel Dinge auf einmahl zu sagen. Da es doch nach meinem Behalt der gröste Fehler ist. Kan auch wohl eine Ordre, so da mitten in der Schlacht denen Soldaten ausgestellet wird, allzuklar und deutlich seyn? Darff man es wohl wagen, sie durch eine Zweydeutigkeit zu verwirren, würde der eine nicht hier und der andere dort hinaus wollen? Ich will den Homerum keiner solchen Unvorsichtigkeit bezüchtigen. Vielmehr ist wahrscheinlich, daß uns die Unwissenheit der Sprache in solche Verwirrung setzet, und welche daran Schuld, daß wir das nicht recht einsehen, was er habe sagen wol-

wollen. Damit wir das Unvermögen von den Ausdrückungen des Homeri zu urtheilen noch klärer an den Tag legen, so wollen wir uns in die künfftige Welt transportiren, und uns vorstellen, wir lebten über zwey tausend Jahr, wir redeten eine neue Sprache, mit der Teutschen hätte es alsdenn eben die Beschaffenheit als wie anietzo mit der Griechischen, wir studirten die ietzigen Auctores als Autores Classicos, wir hielten sie vor die Muster; wir hätten Ursache das Zeugniß derjenigen, so zu gleicher Zeit mit ihnen gelebet, anzunehmen und gelten zu lassen, und müsten glauben, daß sich diese Auctores ungemein und vortrefflich ausgedrucket. Wir würden alsdenn wohl thun, wenn wir überhaupt es bey dieser Auctorität bewenden liessen. Allein wie sehr würden wir uns verirren, wenn wir alle Ausdrückungen insonderheit hochschätzen wolten? Wieviel Barbarismi würden alsdenn als lauter Zierathen angenommen werden und als lauter Nettigkeiten gelten? Wie viel gezwungene Figuren würden nicht alsdenn als hohe Gedancken und edle Freyheiten vorgestellet werden? Wie viel niederträchtige Redens-Arten würden nicht edle Einfalt heissen müssen? Ich bin versichert, daß unsere Commentarien-Schreiber viel Dinge loben, wel-

che diejenigen, so mit den Scriptoribus zu gleicher Zeit leben, tadeln. Also auch glaube ich, was den Homerum betrifft, sey es genug, wenn man sich überhaupt einbildet, daß seine Ausdruckung schön sey, und dennoch kan man ihn in diesem Stücke vieler Fehler verdächtig halten, worüber wir aber nicht Richter sind, so wenig wir seine Schönheiten zu beurtheilen befugt sind.

Von der Morale.

Nothwendigkeit einer guten Morale in einem Gedicht.

EIne gute Morale ist in einem Gedicht allerdings nöthig; denn obgleich der Auctor desselben sich nur vorgesetzet, zu gefallen, so kan es ihme doch hierinne nur in so weit gelingen, als er von den Dingen eben dergleichen Urtheile fället, als die übrige Menschen davon zu fällen pflegen: und wie wir allezeit die Tugend schön und das Laster verhast halten, wenn uns das gegenwärtige Interesse unsere Passionen nicht blendet, so würde uns auch ein Werck keinesweges gefallen und anstehen, wenn es nicht mit diesem natürlichen Urtheil des menschlichen Hertzens übereinträffe. Derhalben muß ein Poete die

Tugend

Tugend und das Laster auf solche Art vorstellen, welche zu erkennen giebet, daß unser Geschmack und Lust zur Tugend billig, und unser Haß gegen das Laster gerecht sey. Und gesetzt man wolle nur bloß gefallen, so muß man doch deswegen eine gute Morale nicht hindansetzen, vielmehr soll man sie dergestalt beobachten, als wenn man nur den Zweck hätte zu unterrichten. Ich meyne alles was in der Iliade die Agenten, so vor weise ausgegeben werden, reden, und alles was die Gottheiten, so er als gute uns vorstellet, thun und gedencken, seyn als Urtheile des Poeten anzusehen. Und endlich so ist die Art die unterschiedlichen Handlungen vorzustellen noch übrig. Man kan an dieser Manier leicht abnehmen, ob er sie billige oder verwerffe, wenn man nur ein wenig acht haben will. Last uns von denen Urtheilen des Poeten anfangen, welche in den Reden seiner Agenten stecken und eingeschlossen sind. In dem ersten Buch spricht der Achilles sehr trotzig mit dem Agamemnon, dieser drohet ihm seine geliebteste Brieseis wegzunehmen, da sich nun Achilles gewaltig darüber entrüstet und erhitzet wird, so stehet der weise Nestor auf um sie zu besänfftigen. Denn einen stellet er vor, daß er dem obersten Kriegshaupte Respect schuldig, dem andern giebet er

zu vernehmen, daß er auf den Sohn der Götter eine Absicht haben müsse. Sehet da in dem Munde des Nestoris ein Urtheil des Homeri von der Aufführung des Achillis und Agamemnonis, er ist auf keinen zu sprechen, mißbilliget beyder Verfahren, und damit ist der Morale gnug geschehen. Hingegen im IX. Buch will Agamemnon gantz verzweiffeln und von Sinnen kommen, daß seine Soldaten ausweichen und so wenig Hertz haben, und träget den Officirern an, sie sollen Troja verlassen. Diomedes hält ihn vor eine feige Memme und tractiret ihn sehr verächtlich, er saget ihm unter den Bart, er könne reisen, wenn er wolle, das gantze Lager könne gleichfals aufbrechen und ihm folgen; was ihn beträffe, so wolle er und Stenelus allein da bleiben, er sey versichert, daß es ihnen glücken werde. Agamemnon pflichtet allen diesen Reden bey, er weiß nichts dagegen einzuwenden; dergestalt verwirfft Homerus weder den Hochmuth noch die Eitelkeit, wie es eine gute Sitten-Lehre erforderte. Ich schreite fort zu den Urtheilen des Poeten, welche in den Meynungen und Handlungen der Götter liegen und enthalten sind. Theris rathet im ersten Buch dem Achilli zu der bösesten That, so er iemahls ausüben konte. Er soll sich

auf

auf die Schiffe retiriren, und die Griechen, welche doch unschuldig und an der Ungerechtigkeit des Agamemnonis kein Antheil hatten, im Stich und umkommen lassen. Allein dabey bleibets noch nicht: denn man könte sagen, man müsse hier einer Mutter was zu gute halten, welche leicht mit dem Sohne eines Sinnes werde, und seine Neigungen annehme, Jupiter selbst erkläret sich vor den Achillem, und läst sich gegen ihn heraus, daß er ihn in seiner Rache schützen wolle; Nach einer guten Morale aber hätte er deswegen denselben straffen sollen. Wolte man wohl einen bessern Beweiß von dem Urtheil des Homeri, welches er von dem Zorn des Achillis gefället, verlangen? Wolte man noch behaupten, daß er dennoch nicht unterlasse dasjenige zu mißbilligen, was Jupiter gut heisse? Minerva selbst ermahnet an einem andern Orte den Pandarum zu der grösten Untreu, und in dem folgenden betrüget sie den gegen die Götter so ehrerbietigen Hector in faveur des grausamen Achillis. Kan man wohl aus diesen Exempeln einen Begriff von der Gerechtigkeit hernehmen?

Endlich so ist noch die Art übrig, wie er die Handlungen vorstellet, und welche gleichfals ein Urtheil in sich

Homerus scheinet viel Fehler zu

æstimiren. | begreiffen. Hält der Poet eine gewisse Handlung vor verhaft, so erwehlet er solche Farben und Anstriche, welche vermögend sind Verachtung oder Haß zu erwecken; hält er sie vor schön, so weiß er sie dergestalt auszuzieren, daß man sie bewundern muß. Also giebet Homerus gewissen Lastern einen Glantz und Schmincke, welches ihn denn verräth, und seine gute Meynung, so er von denselben hat, entdecket. Man spüret allenthalben, daß er den Achillem bewundert, seine Ungerechtigkeit scheinet ihm Hertzhafftigkeit und seine Grausamkeit Großmuth zu seyn, und durch seinen Betrug wird auch der Leser offt verführet. Alexander wurde durch den gläntzenden Character des Achillis dermassen gerühret, daß er sich denselben gantz und gar zum Muster vorstellete, und weil dieser Held, nachdem er den Hector umgebracht, denselben unanständiger weise in dem Staube umkehrete, so wolte er es demselben noch zuvor thun und schleiffte einen Gouverneur eines Platzes, den er gefangen bekommen, lebendig. Kan man wohl sagen, daß er so groß Unrecht daran gethan, indem er es einem Menschen nachthun wollen, welchen Homerus allenthalben durch den besondern Schutz der Götter unterscheidet?

Kon-

Konte er sich nicht mit diesem Beyspiele schützen?

Von der Morale, so in der Iliade stecket.

Die kläreste und deutlichste Morale so in der Iliade steckt ist wohl diese, daß wir des Beystandes der Götter benöthiget sind. Homerus schonet keine Beweißthümer in diesem Stücke; sein gantz Gedichte ist davon zusammen gewebet. Es heisset die Götter hätten ihm diese Meynung eingegeben, da er nur die Natur zu Rathe ziehen können; dieselbe würde ihm diese Wahrheit zur Gnüge zu erkennen gegeben haben. Priamus würde den Cörper seines Sohnes nicht wiedergefordert haben, wenn ihm solches nicht Jupiter durch die Iris anbefohlen. Die Hertzhafftigkeit und die Stärcke der Helden sind nicht zum überwinden hinlänglich, wenn sich nicht die Götter darein mischen: Apollo hilfft dem Hectori, daß er den Patroclum besieget, und Minerva stehet dem Achilli bey, daß er den Hector überwindet. Es würde alles gar gut seyn, wenn es Homerus nicht wieder verdorben, indem er dieser Beschützunge und Beystande der Götter so eine liederliche Ursache zuschreibet. Weder die Ehrfurcht gegen die Götter, noch die Beobachtung und Erfüllung unser Pflichten ist es,

durch

durch welche wir ihre Gnade und Beystand erlangen, sondern bloß ihre Caprice, nach welcher die Venus den Meineydigen Patroclum in den Schutz nimmet, und der Jupiter den ungerechten Achillem vertheidiget. Sind dieses die Exempel, welche die Menschen zur Tugend anreitzen? Was hilfft es, daß sie wissen, daß man des Beystandes der Götter benöthiget sey, wenn man ihnen kein Mittel anweiset, wie man vor ihnen Gnade finde, und ihren Beystand erlange. (36) Warum hat aber, wird man

(36) Weil man, wenn man dem wahren Wort-Verstande nachgehet, unmöglich den Homerum retten kan, so nimmet man zu gezwungenen Allegorien seine Zuflucht. Daß auch diese den Stich nicht halten, will ich in einem Exempel klar machen: Minerva soll in Ansehen des Jupiters und anderer Götter so viel bedeuten, als die göttliche Weisheit; wenn sie sich aber in menschliche Dinge mischet, so heist sie auch zugleich die menschliche Klugheit. Sehet da haben wir eine moralische Allegorie. Stellet man nun die Minerva sich so vor, so muß sie denen Menschen nur in gerechten Thaten und Unternehmungen beystehen. In dem andern Buche lieset man, daß die zwey Söhne des Meropis von dem Diomede erleget werden; Die Madame Dacier meynet, Homerus hätte wollen anzeigen, was es mit

man mir vielleicht versetzen, die Iliade der Welt so gefallen, wenn die Morale darinne nichts tauget und so zerstümmelt ist? Ich antworte, daß Homerus sich nach den Begriffen seiner Zeit gerichtet, und daß er von den Dingen eben solche Urtheile gefället, als seine Zuhörer. Vielleicht stunde es in seinem Vermögen nicht sich höher zu schwingen und sich richtigere Begriffe zu machen, und war es auch eben zu seinem Zweck nicht nöthig. Die Rache und der Hochmuth wurde damahls in Ehren gehalten; dabey hat er die Welt gelassen. Zu seiner Zeit stiesse man sich nicht daran, daß sie Homerus so abgebildet, vielmehr murden sie in ihrer Meynung gestärcket. So bald aber die Sitten-Lehre deutlicher gemacht worden, und so bald nur Philosophen aufgestanden, so bald sind auch Cen-

---

ungehorsamen Kindern vor einen Ausgang gewinne, denn diese waren ohne ihres Vaters Wissen und Willen in den Krieg gelauffen. Dieses alles ist gantz gut. Allein wie will man in eben diesem Buch damit auskommen, wenn man liesest, daß Nestor wider die Ordre seines Vaters die Eléer bestritten, und sie durch Hülffe der Minerven überwunden? Von den allegorischen Erklärungen habe ich oben in der 17ten Anmerckung meine Meynung gesagt.

Censuren über den Homerum zum Vorschein kommen. Und ob er gleich nach der Zeit immer bey Reputation geblieben, so kömmet dieser Credit nicht von der Wahrheit seiner Urtheile her; es ist vielmehr ein Vorurtheil der Erziehung; es gründet sich auf Lob Sprüche, welche immer einer dem andern nachgebetet.

Von dem persönlichen Verdienst des Homeri und dem Werthe seiner Iliade.

WAs wir in dieser Dissertation gelobet, das gehet einzig und allein des Homeri seine Person an: was wir getadelt, das fället auf sein Gedicht die Iliade. Denn man muß sich wohl in acht nehmen, daß man nicht den Autorem und sein Werck mit einander vermenge, und von ihnen einerley Urtheil fälle, weil man sie nicht nach einerley Regeln prüfen soll.

Unterscheid des Auctoris und seines Werckes.

Worinne bestehet denn aber die Vollkommenheit eines poetischen Geistes? In einer hohen und fruchtbaren Einbildungs-Krafft, welche grosse und von einander unters

terschiedene Dinge erfindet; in einer gründlichen Beurtheilungs-Krafft, welches die erfundene Dinge in gute Ordnung stellet, und endlich in einem empfindlichen und zärtlichen Geschmack gewisser Passionen und Empfindungen, so die Sache selbst darbeut, anzunehmen. Man muß aber nicht dencken, als wenn derjenige poetische Geist, der diese Eigenschafften in hohen Maaß besitzet, auch allezeit was hohes und vortreffliches zum Marckte bringe. Denn wenn einer noch so eine gute natürliche Geschicklichkeit zur Dicht-Kunst hat, so wird er doch nur was mittelmäßiges zum Stande bringen können, wenn die Unwissenheit und Grobheit ihme Hinderniße in den Weg leget, an statt daß derjenige, welcher nur eine mittelmäßige Gabe besitzet, in den polirten und aufgeklärten Zeiten noch glücklicher was bewerckstelligen und ausführen kan. Wenn man also von den Progressen des Homeri urtheilen will, so muß man auf seine groben und ungeschliffenen Zeiten seine Absichten richten; will man von den Schönheiten und Fehlern die sich in seinem Wercke finden, ein Urtheil fällen, so muß man seine Augen auf die Erkäntnisse unserer Zeiten hinwenden. Nach diesen Gründen will ich mir von der Person des Homeri einen Begriff machen, und

auch

auch andern davon eine Abbildung geben:

Besondere Urtheile von dem Homero.

Er hatte von Natur einen poetischen Geist, er liebete die Fabeln und alles das was wunderbar war; überhaupt war er zur Nachahmung geneigt, und fähig entweder die Dinge der Natur nachzubilden, oder die Empfindungen und Handlungen der Menschen nachzumachen. Es ist zu vermuthen, daß er durch seine Reisen ihme eine Erkäntniß zuwege gebracht, und von den Meynungen, Gebräuchen und Sitten der Völcker Nachricht eingeholet hat. Da er nun dergestalt einer von den gelehrtesten Leuten zu seiner Zeit war, so hat ihme seine Einbildungs-Krafft die Kunst eingegeben, seine unterschiedliche Erkäntnisse alle in einer Sache zusammen zu bringen; es ist auch als eine Würckung seines Jugement anzusehen, daß er begriffen, wie er seine Zuhörer desto mehr gewinnen und nach seinen Gedichten desto begieriger machen würde, wenn er so viele und unterschiedliche Dinge in einer Materie verknüpffete. Er hatte einen grossen und fruchtbaren Geist, der mehr erhaben, als zärtlich, mehr natürlich als sinnreich war, und mehr einen Uberfluß als gute Wahl liebete. Ich glaube, daß er sich selbst in der Person des Nestoris abgebildet. Denn

er

er ist eben wie dieser alte weise Mann, er lässet keine Gelegenheit vorbey zu discouriren, er saget fast allezeit mehr als er sagen soll; er ist sehr ungedultig und begierig alles dasjenige, was er weiß und gesehen, anzubringen, weil er besorget, er möchte davon was einbüssen. Er hat die ersten Begriffe von der Beredsamkeit gegeben, und eine solche Sprache geführet, als es die Gemüths-Bewegungen erforderten, zum wenigsten hat er denen Scribenten, so nach ihm gelebet, unendliche Wege eröffnet, sie durfften denselben nur nachfolgen und sie gerade und eben machen. Es ist wahrscheinlich, daß zu welcher Zeit er auch gelebet, er dennoch in seinem Lande der grüste Poet würde gewesen seyn: und wenn man es so nimmet, so kan man sagen, daß ihn auch diejenigen, so ihn übertraffen, vor ihren Meister erkennen müssen.

Ich gestehe, daß ich von der Iliade gantz andere Gedancken habe; das Werck scheinet mir so weit von der Vollkommenheit entfernet zu seyn, als der Auctor geschickt gewesen sie zu erreichen, wenn er in den guten Zeiten gelebet. Die Iliade ist voller Fehler, welche zu seiner Zeit im Schwange giengen. Dasjenige, was die Götter betrifft, ist abgeschmackt, und was die Helden angehet, ist offt grob und plump. Die

Begriffe der Morale sind verwirret. Zwar ist die Handlung des Gedichtes selbst groß und partherisch, aber die weitläufftigen Darzwischenhandlungen und Episoden verderben die gantze Sache. Die unterschiedlichen Arten der Beredsamkeit sind nur darinne schlecht entworffen; In seinen Beschreibungen, Erzehlungen, Gleichnissen und Reden sind Fehler und Schönheiten unter einander. Es ist fast in keinem eintzigen Stücke die Justesse und Wahl in acht genommen worden, welche man in den folgenden Zeiten durch Lehr-Sätze und Exempel entdecket. Woher kömmt es denn, daß man heutiges Tages den Homerum so hoch schätzet, und dessen Wercke noch in so grossem Werthe hält? Last uns die Ursachen davon entdecken, und sehen, wie sie gefallen können und sich in diesem Wahne biß zu unsern Zeiten erhalten.

Was die Iliade bey denen, so mit dem Homero zugleich gelebet, vor Würckung gethan.

Um von dem Vergnügen, so die Iliade bey denen mit dem Homero zugleich lebenden verursachet, den Anfang zu machen, so finden sich anfänglich ein Hauffen Raisons Das weit aussehende und dreiste Dessein, die neue Begriffe, die Beschreibung alles dessen, woran die Griechen

Theil

Theil nahmen, die wunderſamen Erzehlungen, welche ſo rude und einfältige Leute, als damahls die Griechen waren, leicht einnehmen und verführen konten, ſchöne Ausdrückungen, welche damahls unbekannt geweſen, eine neue Harmonie, und über dieſes die Pronunciation des Poeten ſelbſt, welche allezeit ſeinen Wercken eine Schmincke giebet, ſolte es auch darinne beſtehen, daß ſie den Menſchen keine Zeit läſſet nachzudencken. Denn man muß mercken, daß Homerus ſeine Verſe ſelbſt recitiret, daß er von einer Stadt zur andern gegangen und denen Griechen mit ſeinen Gedichten die Zeit vertrieben und ihnen ein Vergnügen und Ergötzlichkeit gemacht. Doch muß man es nicht ſo annehmen, als wenn die Griechen, wenn ſie die Gedichte ſelbſt geleſen, ſie dieſelben nicht ſo ſehr würden bewundert haben; denn wie ihr Geſchmack noch nicht durch gute Wercke eingerichtet worden, ſo galt das mittelmäßige bey ihnen ſo viel als das vollkommene, die Fehler ſtieſſen ſie nicht vor den Kopff, denn ſie hatten noch keine Principia, vermöge deren ſie hinter dieſelbe hätten kommen können.

Von dem, ſo mittelmäßig und

Man bekommet nicht eher einen Eckel vor dem mittelmäßigen, als biß man was vollkommeners erken-

vollkommen seyn soll, urtheilet man Vergleichungs-Weise.

net. Es mag wohl mannigmahl gar übel geklungen haben, wenn diejenigen, so zuerst auf Instrumenten gespielet, sich hören lassen; Allein es that damahls den Ohren noch nicht wehe, weil sie an nichts bessers gewöhnet waren. Man war damahls in eine grobe Musique verliebet, welche wir heutiges Tages, da wir was bessers wissen, nicht würden vertragen und anhören können. Wäre es möglich, daß wir die ersten Erfinder der Musique solten hören können, wir würden uns wundern, wie sie so gefallen und vergnügen können. Weil es aber doch was neues und ungewöhnliches war, so machte dieses, ungeachtet der mit unterlauffenden Fehler, eine viel angenehmere und lebhafftere Eindrückung als die Vollkommenheit selbst, welche man wegen der langen Gewohnheit zu spielen nicht attendiret und achtet. Es konte also dem Homero nicht fehlen, er muste sich zu seiner Zeit in eine allgemeine Verwunderung und Hochachtung setzen; aber daraus kan man noch nicht schliessen, daß seine Wercke vollkommen und ein würckliches Verdienst haben. Last uns ietzo sehen, worauf sich die folgenden Zeiten gegründet, die ihm gleichfals Beyfall gegeben und seine

Wer-

Wercke gebilliget, last uns betrachten, ob sie mehr Ansehen haben sollen.

Was die Iliade in den folgenden Zeiten vor Würckung gethan.

Die Zeit, welche von dem Homero, biß auf den Licurgum verflossen, der zuerst diesen Poeten in Griechenland gebracht, war eine Barbarische Zeit. Und weil die Gedichte damahls was neues waren, so musten sie folglich alle Würckungen thun, welche neue Dinge zu thun pflegen; hierzu kam noch der Respect, so man vor alten Dingen hat und welcher immer grösser wird. Die Städte stritten sich unter einander um seine Geburt, keiner gönnete es der andern, daß sie solch ein Wunder hervorgebracht haben solte, iede eignete sich selbst diese Ehre zu; dabey ließ man es noch nicht bewenden, man gieng so weit, daß man ihm Tempel aufrichtete. Alles dieses rührte die Einbildung und bemeisterte sich der Gemüther, und dieses hätte auch wohl ein gescheides und erleuchtetes Volck, als damahls die Griechen waren, einnehmen können. Hierzu kam noch, daß diese Gedichte dazumahl statt der Historie waren, und das eintzige Andencken des Alterthums. Man entscheidete so gar die Gräntzen der Völcker nach seinen Stellen, seine Verse wurden bey den Heyden so hochgehalten

als die Aussprüche der Götter. Hatte man also nicht Ursache sie hochzuhalten? Alles dieses war dennoch nicht hinlänglich seinen Wercken, in so fern sie als Gedichte zu betrachten, ein Verdienst zuwege zu bringen. Da nun des Homeri Wercke ihres gleichen nicht hatten, so studirten die Griechische Scribenten dieselbigen, und richteten alles nach seinen Mustern ein; die Poeten, die Geschicht-Schreiber und Redner, ja alles kam so zu sagen aus seiner Schule, daher darff man die Lob-Sprüche, welche sie ihm ertheilen, nicht anders ansehen, als ein Compliment, als einen Wohlstand, oder vorgefaste Meynung der Schüler, welche nicht eben allzu genau verbunden sind seine Wercke zu prüfen. Die Philosophen waren die ersten, welche das Joch der Auctorität vom Halse schüttelten. Doch diese Aufrührer machten den geringsten Theil aus. Zwar hat die Iliade zwey besondere Lob-Sprüche vor sich, welche ihr Alexander und Aristoteles ertheilet. Ich unterstehe mich aber des erstern Beyfall und Lob gäntzlich zu verwerffen. Denn die Materie dieses Gedichtes flattirte seine Eigen-Liebe allzusehr, daß er also gar leicht im Urtheilen betrogen wurde. Er sahe wie darinnen sein hitziges Temperament und seine herrschende Neigung zu kriegen gelo-

gelobet und heraus gestrichen wurde; er setzte sich heimlich an des Achillis Stelle; die vielen Schlachten, welche darinne nach der Länge erzehlet werden, und welche andere mit Verdruß lesen, waren vor ihn neue Reitzungen, er suchete in allen Stücken den Achillem zu imitiren. Dieser Printz, wenn wir sonst dem Horatio glauben wollen, verstund sich sonst so wenig auf die Verse, daß er das närrische Gedicht des Cherili eines elenden Poeten sehr theuer kauffte, und wenn man also seinen schlechten Geschmack, den er zur Poesie hatte, ansiehet, so solte man fast schweren, er wäre in Bœotien gebohren und hätte daselbst die grobe und dicke Lufft eingezogen. Last uns bey Leibe nicht schliessen, daß weil er ein grosser Conquerant oder Länder-Bezwinger gewesen, so hätte er auch von der Dicht-Kunst wohl urtheilen können. Man solte nicht dencken, daß einer sich also könte vernehmen lassen, inzwischen fällt man doch dergleichen Urtheile, wenn man sich nicht in acht nimmet, und der Glantz seiner Courage, der unsere Imagination blendet, bringet so gar auch unser Jugement unter das Joch.

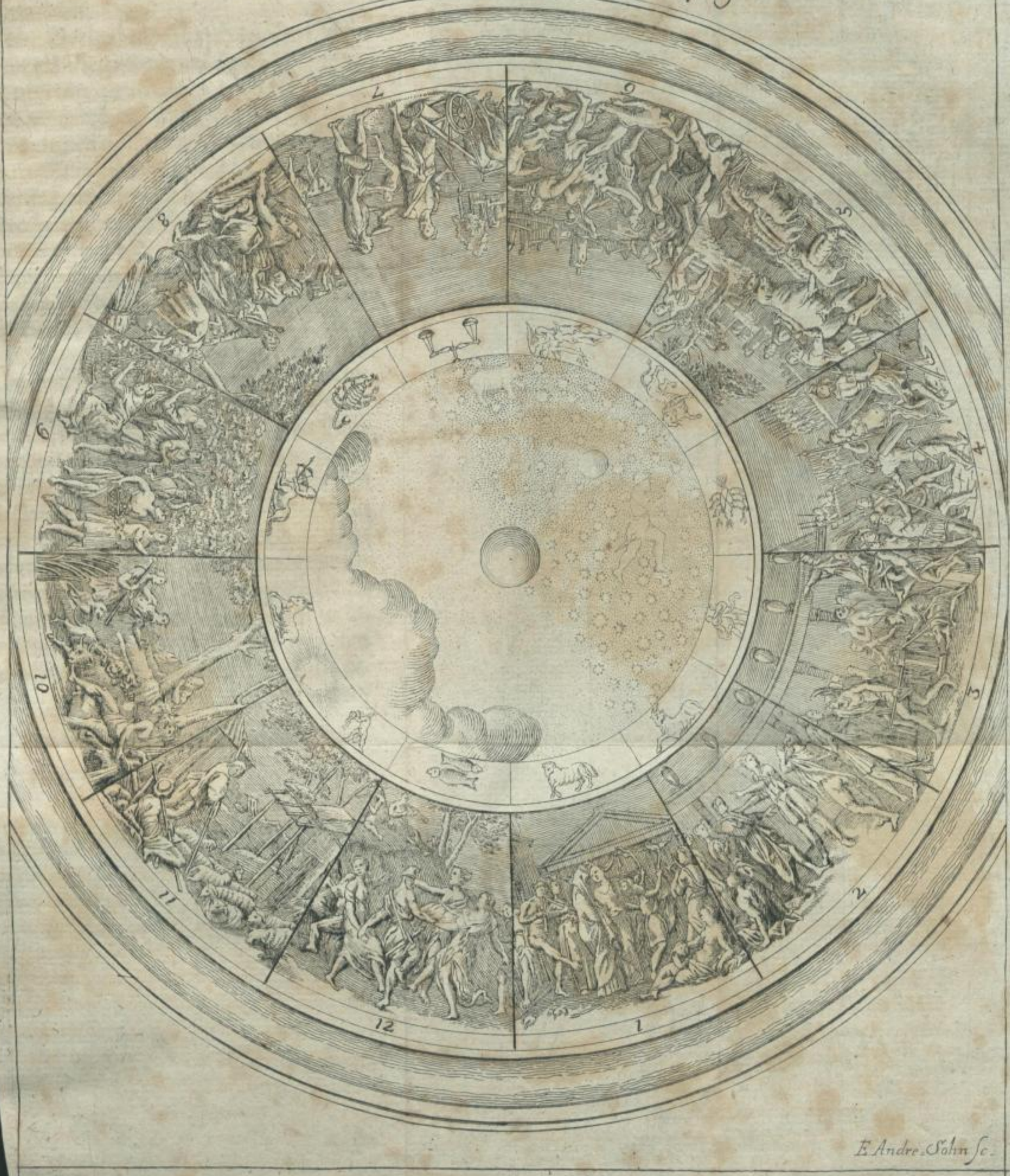
Was den Aristotelem betrifft, so wolte ich glauben, daß er vielleicht seinem Fürsten den Fuchsschwantz streichen wollen, wenn es nur

ausgemacht, daß er seine Dicht-Kunst erst nach der Zeit, da Alexander an der Iliade so einen Narren gefressen, geschrieben, zum wenigsten glaube ich, daß sein Systematischer Geist ihn dahin gebracht, daß er in den Gedichten des Homeri eine Kunst erblicket, daß er sich in diese Entdeckungen selbst dermassen verliebet, daß er alle Subtilität, welche ihm angebohren, und den Auslegern auch so viel Mühe machet, hervor gesuchet um dieselbe zu rechtfertigen.

Was die Iliade vor Würckung bey den Römern gethan.

Sehet in solchem Ruff waren des Homeri Wercke bey den Griechen. Wie sie alsdenn erst zu den Lateinern kamen, da sie schon einen allgemeinen Beyfall in Griechenland erlanget, so wurden sie auch von ihnen mit aller Ehrerbietung angenommen; sie verursachten eine Æmulation unter denen Scribenten welche nur drauf dachten, wie sie einander den Vorzug wolten streitig machen, dadurch wurden sie als eine Ehre und Zierde ihres Landes angesehen. Den eintzigen Homerum sahe man ohne Neid an, man hielte ihn vor einen Vater der Poesie und Beredsamkeit, welches auch wahr ist, man betrachtete ihn auch als ein Muster der Vollkommenheit,

TAB. II ad A. 1716 M. April. pag. 184.



Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/220
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

heit, welches aber meines Behaltens nicht zu behaupten stehet.

Verdächtige Lob-Sprüche.

Dieses Vorurtheil herrschete noch mehr als Virgilius drauf kam den Homerum zu imitiren; er gestunde es selbst aufrichtig, und machte von seinen eigenen Erfindungen gar kein Wesen. Man erlaube mir, daß ich hier eine Betrachtung anstellen darff; alle Lob-Sprüche, so die Auctores den Scribenten der vergangenen Zeiten geben, sind meistentheils sehr verdächtig. Man muß es nicht nach den Buchstaben verstehen, was Cicero von dem Demosthene, und Horatius von dem Pindaro saget. Die Eitelkeit spielet offt solche Streiche, daß sie die Verstorbenen gar gern loben, damit sie die Lebendigen nicht heraus streichen darff. Denen lässet man gerne den Vorzug, welche ihn uns nicht streitig machen, damit wir ihn denjenigen nicht lassen, welche ihn uns mit Gewalt nehmen wollen; wir schmeicheln uns selbst heimlich, wenn man diejenigen übertreffen kan, welche man aus Wohlstande vor seine Mairres erkennet. Diesem füge noch hinzu, daß wenn man sich vorgesetzet, einen zu loben, so dencket man mehr drauf, wie man ihm will ein sinnreiches und besonders Elogium ge-

ben, als daß man sich bekümmert, ob es auch vernünfftig sey. Gesetzt auch dieser Beyfall oder dieser Vorzug, so man den Auctoribus giebet, käme von einer wahrhafftigen Bescheidenheit her, muß man denn dieses den blossen Worten nach annehmen? Last uns nur die Sache an und vor sich selbst ansehen und nach unserm eigenem Begriffe, nicht aber nach dem Ansehen anderer davon urtheilen. Solten sie auch gleich zu Richtern in dieser Sache und Materie seyn beschieden worden, so müssen sie uns doch deutliche Raisons geben und vorzeigen.

Was endlich in den letztern Zeiten dieses Gedicht vor einen Effect gehabt.

Wir wollen nun in dieser Historie fortfahren und sehen was die Menschen in den letzten Zeiten von den Gedichten des Homeri vor eine Meynung gehabt. Da die Wissenschafften in den letzten Zeiten wiederum zu blühen anfiengen, so hat man gründlich studiren müssen, wenn man sein Werck hat wollen verstehen lernen; man hat Sprachen lernen müssen, so fast in Vergessenheit gekommen waren, und deren Nachdruck und besondere Annehmlichkeiten man unmöglich unterscheiden konte. Inzwischen haben sich doch die Gelehrten daran nicht gekehret, so unvollkommen als diese Erkäntniß,

so

so haben sie doch nicht unterlassen den Homerum zu lesen, ja sie bildeten sich noch darzu ein, daß sie denselben durchgehends verstünden. Und wenn ihnen gleich ein Ausdruck noch so verwirrte Begriffe gab, so bewunderten sie doch denselben und hatten daran ein besonders Vergnügen. Alle diesen ungewissen Verstand, der ihnen doch so wohl gefiel, eigneten sie dem Poeten zu, und bildeten sich ein, sie sähen in einem eintzigen Worte ein Hauffen Dinge, welche ihre Mutter-Sprache nicht geben und vorstellen könte. Das Ansehen derer, so den Homerum gelobet, hatte ihr Gemüth dergestalt eingenommen, daß sie nichts als vortreffliche Dinge in seinem Wercke sahen. Alle Gedancken und Redens-Arten charmirte sie; sie meyneten, wenn sie die Verse des Homeri hersagten, wie schön es klinge, da sie doch den Homerum selbst würden zum Mitleiden bewogen haben, wenn er hätte aus ihrem Munde solches anhören können. (37)

Das

(37) Melanchton, der ein allgemeiner Lehr-Meister der Teutschen war, hat alle heydnische Dinge in die Schulen gebracht, und auch den Homerum canonisiret. Er hat noch auf seinem Todt-Bette denselben den Studenten recommendiret, und gesagt, es wäre nächst

Sinn und Vorsatz der Commentarien-Schreiber.

Daher sind die Commentatores entstanden, welche sich bemühet lauter Lehr-Sätze aus seinen Wercken zu machen. Bald setzen sie ein Principium, um das Verdienst eines Orts zu erheben, bald loben sie dasjenige wieder, welches doch ihren eigenen Grundsätzen nach ein grober Fehler seyn würde, und weil sie so begierig sind den Homerum von allen Fehlern los zu sprechen, so kosten ihnen die Wiedersprechungen nicht viel, (38) durchgehends

der Bibel kein besser Buch. Wie ihm aber deswegen der Arnold einen Verweiß gegeben, davon siehe die 12te Anmerckung.

(38) Will man ein Exempel solcher Wiedersprechungen haben, darff man nur das 1. Volumen der Mad. Dacier aufschlagen, darinne sie diese Regel setzet: daß die Weisheit, so die Göttinne der Klugheit besitze, freylich über die Begierde obsiege, ja sie mäßige und zurück halte. Allein wie reimet sich dieses mit dem zusammen, wenn die Minerva, welches die göttliche Weisheit seyn soll, sich wider den Jupiter erzürnet, und es ihr gereuet, daß sie ihm zu gefallen dem Herculi aus der Hölle geholffen. Wie will diese Dame solches mit dem vorigen vereinigen? doch sie ist schon wie-

hends haben sie Maximen bey der Hand, ja sie verfertigen selbst welche nach ihrem Gefallen, wenn sie derselben benöthiget sind, und in die Enge getrieben worden. In ihren Anmerckungen legen sie ihre Verwunderung an den Tag; den Leser machen sie scheu, und schrecken dessen Eigen-Liebe ab, indem sie diejenige als unwissende und plumpe Menschen ansehen, welche nicht die Schönheiten, die sie grösser machen, mit ihnen erkennen und bewundern. Sehet so ist das Volck geartet, so den Homerum anbetet; ihnen allein ist dieser Poet bekannt; es kömmet ihnen zu statten, daß er vortrefflich gewesen; ihre Wissenschafft möchte sonst vor abgeschmackt gehalten werden, man dürffte ihnen sonst wohl gar ver-

---

der fertig und hat eine gantz andere obwohlen der vorigen zuwider lauffende Maxime bey der Hand; sie sagt, diese Rede zeige an, wie viel die Begierde über die Weisheit vermöge. Sie hat gewiß gar einen niedrigen Begriff von der göttlichen Weisheit. Die menschliche soll ja die Passiones im Zaum halten. Aber das machts, daß ihnen die allgemeine Regel im Kopffe sitzet. Alles was der Auctor gesetzet, ist gut, daher sie sich denn auf solche Quodlibets schicken müssen. Siehe die 14te Anmerckung.

vorwerffen, daß sie ihre Zeit sehr übel angewendet. Dadurch würden sie auch leicht dahin gebracht, daß sie sich dessen selbst beredeten. Daher nicht zu verwundern, daß der Ruff des Homeri wieder zu seinem vorigen Glantz gekommen, weil fast alle, den eintzigen Scaliger ausgenommen, so ihn lesen konten, ihm was göttliches beylegten, und weil die andern die Sachen nicht verstunden, so traueten sie ihrem Ansehen, und räumeten ihnen alles ein.

Was die Frantzösische Uebersetzung ausgerichtet.

Endlich hat man Frantzösische Uebersetzungen gemacht, darunter die letzte so von der Mad. Dacier verfertiget, die allervollkommneste ist. Diese hat dreyerley Arten der Leser gefunden. Einige haben eine vorgefaste Meynung gehabt, und an der Vollkommenheit der Homerischen Wercke nicht einmahl gezweiffelt; sie haben sich eingebildet daß es entweder ihnen am Verstande fehlen oder daß sie keinen guten Geschmack haben müsten, wenn sie nicht in dieselbe verliebet würden. Damit sie in ihren eigenen Augen ihnen nicht geringe scheinen möchten, so erweckten sie sich selbst zur Verwunderung, sie schätzten sich vor glücklich, daß sie,

sie, wie die Gelehrten, dächten und redeten. Andere hingegen empfinden einen Eckel an diesem Werck; sie haben nichts im Kopffe als die heutigen Gebräuche und Gewohnheiten, sie können sich nicht in solche Zeiten transportiren, welche von den unsrigen so weit unterschieden sind. Alles ist ihnen verdrießlich und widerig, sie machen gar keinen Unterscheid, sondern sehen den Homerum als einen elenden Scribenten an. Endlich so finden sich Leser, welche gelindere Seiten aufziehen, und sich zu mäßigen wissen; sie empfinden zwar an den meisten Dingen, so in der Iliade enthalten sind, einen Abscheu und Eckel, sie gestehen es auch ohne Scheu, darzu wollen sie sich aber gleichwohl nicht bequemen, daß sie dieselben verwerffen. Sie finden darinne viel Schönheiten, welche zu allen Zeiten gelten müssen, die meisten Fehler schreiben sie der menschlichen Schwachheit zu, welche nicht fähig ist alles auf einmahl zu erfinden und zur Vollkommenheit zu bringen. Ich erkläre mich vor diese letzteren, und behaupte, daß ob man gleich den Homerum in allen Seculis bewundert, dieses uns doch nicht zuwider sey. Wir haben die Historie gesehen, und die verschiedenen Arten des Vergnügens, welches die Wercke

des

des Homeri verursachet, betrachtet; allein dieses Vergnügen gründet sich auf die Neuigkeit, auf historische Denckmahle, und auf die Ehrerbietung, so man gegen die Alten heget; dieses Vergnügen ist sehr betrüglich, es beruhet auf einen vorgefasten Wahn, der sich auf das Ansehen der Zeugnisse gründet. Alles dieses aber ist nicht die Vernunfft, welche doch in allen Dingen den richtigen Ausschlag geben und denenselben ihren gehörigen und eigentlichen Werth beylegen muß.

ENDE.

Register
der fürnehmsten Sachen, so in diesem Discourse enthalten.

Achilles, dessen Character 25. seq. 69
hat keine wahre Tapfferkeit besessen 78
Agamemnon, dessen Gemüths-Art 69
Ajax, dessen Character 69
wird mit einem Esel verglichen 148
Allegorien sind ein Mittel Extravagantien zu rechtfertigen 61. 62. seq. 172
wie sie müssen beschaffen seyn ibidem.
Alexander M. verstund sich nicht auf die Gedichte 183
warum er Homerum geliebet 182
Alter wird von dem Homero lächerlich gemacht 134
Aristoteles, was ihn seine Dicht-Kunst zu schreiben veranlasset 184
Auctores, neue werden schärffer beurtheilet als alte 117. seq. müssen von ihren Wercken unterschieden werden 174. seq.
Ausdrückungen sind nothwendig 158. seq.
Ausserordentliche Dinge muß ein Poet vorstellen 49. und sie mit wahrscheinlichen verknüpffen ibid. seq.

Ausleger des Homeri haben nicht einerley Zweck 4. seq.
Beredsamkeit derselben sind unterschiedliche Arten 96. 97
Beschreibungen des Homeri sind weitläufftig und verdrüßlich 107
Bogani Homerus Ἐβεγϊζων 11
Bossu, Nachricht von seinem traité du poeme Epique 40
Caselius war ein Homeriste 14
Cicero urtheilet nachtheilig von den Göttern des Homeri 58
Commentarien-Schreiber vergehen und widersprechen sich 188. seq.
Dacier Mr. Nachricht und Urtheil von dessen Uebersetzung der Aristotelischen Dicht-Kunst 39 90
Dacier Me. vergleicht Homerum mit der Schrifft 11. 61. ihre Uebersetzung des Homeri ist unterschiedlichen Urtheilen unterworffen 190. seq. 141. seq.
David wird mit Achille verglichen und über ihn erhöhet 82
Despreaux, dessen Meynunge von den Homerischen Göttern 62
Dicht-Kunst, Auctores so davon geschrieben 8. 39. folgen dem Aristoteli ibid.

Dispu-

Disputen von dem Homero, was dran auszusetzen 21. Nachrichten von derselben werden ertheilet in der Vorrede.

Edelmann, ein so genanntes Buch wird citiret und gelobet, weil es die Anruffung der heydnischen Gottheiten verwirfft 53. seq. 65

Endzweck des Autoris 1. Endzweck des Homeri und seiner Iliade 23. seq.

*Epi*sche Gedichte wie sie einzurichten 34. derselben Eigenschafften und wesentliche Stücke 35. 36. seq.

Erzehlung ist einfältig oder poetisch 97. 98. Gründe derselben 100. Fehler der Homerischen Erzehlung 98. seq.

Freyheit zu urtheilen ist nöthig 20. 21

Gedichte ob sie von Geschichten unterschieden 88. und mehr Nutzen haben als dieselbe ib. seq.

Geschichte sind von Gedichten zu unterscheiden, unterweisen mehr als dieselbe ibid. seq.

Gleichnisse, derselben Nutzen und Nothwendigkeit 141. Fehler der Homerischen 139

Götter des Homeri sind elend 53. seq. lasterhafft 55. seq. werden vergeblich vertheidiget 59. seq. begehen die grösten Sotisen 64. 65

Gottesdienst ist nicht in äusserlichen Ceremonien zu setzen 75. seq.

Gottheiten der Heyden sollen von Christen nicht angeruffen werden 51. seq.
Hardt (Herm. von der) erkläret den Homerum historisch 5. 6
Helden des *Homeri* 68. werden characterisiret 69. sind stoltz und erboset 72. seq. gottlose 74. grausam 76. Geitzhälse 77. ihre Würde ist übel bewahret 85. seq. und ihr Wohlstand verletzet 92. was sie vor Bursche gewesen 95. verstehen sich nicht aufs Possenmachen 122. wahre Helden 78. 82
Heroische Zeiten wie sie beschaffen gewesen 94
Heydenthum, dessen Grund 75
Homerus ob er in der Welt gewesen 2. gute Urtheile von ihm 8. seq. nachtheilige Meynungen von ihm 14. seq. worinne er zu recommendiren 20. dessen Kunstgriffe 39. seq. närrische Meynungen von Göttern 51. seq. Helden 68. seq. ist der geschickteste Mahler 107. dessen Verdienst 174. Portrait 176
Iliade, dieses Gedichts Zweck 23. seq. Inhalt 33. seq. eigentlicher Werth 177. seq. 191. seq. was es vor Würckung bey den coaevis 178. seq. in den folgenden Zeiten 181. seq. bey den Römern 184. in den neuern Zeiten 186. seq.
Ingenium, was es sey? 9
Irrthum, warum er so viel Anhänger bekommet 66.

Judenthum, dessen Grund 76
Kutscher redet seine Pferde an 123. seq.
Lob-Sprüche so übermäßig 1. so verdächtig sind 185
Logique ist einem Poeten nöthig 9. 143. 155
Longinus hält nichts von den Homerischen Göttern 58. in seinem Tractat de sublimi giebt er von demselben einen dunckeln Begriff 145. seq.
Mahler, Eigenschafft eines guten 109
Mahlerey wird mit der Poesie verglichen und auch von derselben unterschieden 109. seq.
Melanchton hat den Homerum canonisiret 11. 18. 187
Μῆνις, was dieses Wort eigentlich bedeute? 30. sq.
Moine (Le P.) hat von der Epischen Dichterey geschrieben 40
Morale ist nothwendig in einem Gedicht 166. seq. die so in der Iliade steckt, ist voller Fehler 171. seq.
Motte (Mr. de la) Historie von seinem Discourse und dessen Schrifften. Vorrede.
Nachahmen ist ein Merckmahl eines Mahlers 109
Nestor, dessen Character 69
Neue *Autores* ob sie den alten vorzuziehen. Vorrede.

man urtheilet von ihnen strenger als von den alten 117. seq.
Pabstthum, dessen Grund 75. warum es so feste an dem Homero hält 76
Passiones, derselben Characteres sind übel von dem Homero beobachtet worden 131
Poesie derselben Göttlichkeit wird verworffen 8. 9. wird mit der Mahlerey verglichen und von derselben unterschieden 109
Poetischer Geist was er sey? 16. 19. 174
Poet, Eigenschafft eines guten 109. seq. Poeten werden vergöttert 14. müssen das wahrscheinliche beobachten 49. und doch auch ausserordentliche Dinge vorstellen ibid. seq.
Portus (Jac. du) vergleicht Homerum mit der Schrifft 11
Quinault wird getadelt 116
Reden des Homeri werden gelobet 111. getadelt 112. seq. der Anfang ist immer einerley ibid. sind voller verdrießlicher Wiederholungen 113. 128. Reden der Streitenden sind zur Unzeit angebracht 113. seq. Reden an die Todten 120. wie auch an die Pferde schicken sich nicht 122. und andere Fehler 129. seq. Rede wird artig verglichen 142. niedrige und hohe Rede beziehet sich worauf 145. seq.
Scali-

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/234 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Scaliger, Urtheil von dessen Dicht-Kunst 39
Schlachten beschreibet Homerus weitläufftig 118. ob er dieses befugt gewesen? 119
Selbst-Lob ist in gewissen Umständen erlaubt 70
Sprüche, deren Nutzen und Gebrauch 152. seq. Fehler der Homerischen Sprüche 155. seq. was vor eine Wahrheit in den Sprüchen stecken müsse 157. seq.
Sublime, was es sey? 145. seq.
Tapfferkeit wird eigentlich beschrieben 78. 81. f.
Thomasius (Christ.) hält nichts von dem Homero 117. seq. warum? 119
Trojanischer Krieg, warum er sich entsponnen 43
Tugend, ob sie ihrer selbst wegen von den Heyden ausgeübet worden 71. 72
Verächterung des Homeri 14. 15. 56. seq.
Verhängniß, davon hat Homerus einen verwirrten Begriff 56
Virgilius hat den Homerum imitiret 165
Urtheil von gelehrten Schrifften sind öffentliche und heimliche 64. seq.
Wahl, eine gute zu treffen ist einem Poeten eigen 109. seq.
Wahrscheinlichkeit muß von einem Poeten beobachtet werden 49. 116. 120

Wie-

Wiederholungen des Homeri 101. 128. kahle Entschuldigungen derselben 101. 102. seq.
Wiedersprechungen des Homeri 57. 58. seiner Ausleger 188
Wunder-Zeichen kommen in dem Homero vor 45

Druck-Fehler.

Pag. 3. liese historiens, vor historieus. p. 6. liese Geschichten vor Geschichte. Trup vor Trug. Euxino vor Luxino. Cyanaeus, vor Cyanacus. p. 11. l. Parallele vor Paralecle. p. 47. l. das Buch zuzumachen, kaum können vor das Buch kaum zuzumachen, können. p. 52. l. castalischen vor costalischen. p. 58. l. dem Homero, welchen man, vor dem Homero, welchen er. p. 101. l. wie ihn iemand vor wie ihm iemand. p. 115. l. grosse Dienste von ihme vor grosse Dienste von ihnen. p. 143. l. Clinqclanc vor Clinqclaus. p. 162. l. von dem Homero, vor vor dem Homero. p. 167. l. dem einem stellet er vor, vor denn einen stellet er vor. p. 175. l. welche die erfundene vor welches die erfundene. l. gewisse Passionen vor gewisser Passionen. p. 181. l. keine gönnete es der andern vor keiner gönnete es der andern. p. 185. l. den Scribenten vor den Scribententen.

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/236 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/237
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/238
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Lit. Graec. A. 1214

Hist. 2727

Sächsische Landesbibliothek – Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/239
gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG

Sächsische Landesbibliothek –
Staats- und Universitätsbibliothek Dresden
http://digital.slub-dresden.de/id36927413X/240
gefördert von der
Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG